Haß und Liebe.

Novelle

von

August Schrader.

Zweiter Theil.

Wien,
Herm. Markgraf
1863.

Inhalt.

Haß und Liebe.

Zweiter Theil.

Eilftes Capitel.

Wir führen den Leser zwei Tage nach der Abreise des Försters in das Haus, das der Tochter Geyer's zu bewohnen noch gestattet war. Der Verstorbene ward einstweilen durch einen interimistisch commandirten Förster ersetzt, der ein Zimmer im ersten Stock bewohnte. Sonst war keine Veränderung vorgegangen. Lisbeth schaltete und waltete wie zu Lebzeiten des Vaters. Seit dem verflossenen Sonntage war sie so übler Laune, daß selbst die alte Else darunter zu leiden hatte. Die Magd dachte daran, sich ein anderes Plätzchen zu suchen.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als Lisbeth von einem Spaziergange durch den großen Garten zurückkam. Die Magd war auf dem Hausflur beschäftigt.

„Else, morgen werde ich verreisen.“

„Gut, Fräulein.“

„Sie kann gegen Abend den Koffer in mein Zimmer schaffen.“

„Soll geschehen.“

„Ist der Gerichtsschreiber Hardt hier gewesen?

„Nein, Fräulein!“

„Diese entsetzliche Person!“ dachte Lisbeth zornig. „Das Phlegma der Alten bringt mich um. Den Kaffee!“ befahl sie.

„Gleich!“

Die Alte wollte in die Küche gehen.

„Else!“ rief Lisbeth noch einmal. „Wenn der Gerichtsschreiber kommen sollte, so mag er gleich eintreten ... ich habe ihm dringende Arbeit zu übergeben. Vergesse Sie das nicht.“

„Nein.“

Lisbeth betrat ihr Zimmer warf Hut und Mantel ab und setzte sich in die schwellenden Kissen des Sophas.

„Mein Gott,“ flüsterte sie verdrießlich, „ist Das ein Leben! Freudlos verfließt ein Tag wie der andere ... und wie langsam. Es ist kaum drei Uhr. Wäre nur dieser Georg nicht, ich würde das trostlose Dorf rasch und für immer verlassen. Nein, ich kann es nicht über mich gewinnen, dieser eingeschmuggelten Witwe den Sieg ohne Weiteres zu überlassen. Und dieser Georg, der es nicht der Mühe werth hält, mir einen kleinen Dienst zu

leisten . . . er sandte mir das Buch durch den Schreiber. Wie herabwürdigend für mich, wie kränkend! Und ich glaubte eine Beilegung des Zwistes zu bewirken . . . nun bin ich die Blamirte! Das sollen Sie büßen, Herr Förster, und müßte ich Alles daran setzen! O, daß Hardt nicht kommt, dieser Schurke, der für Geld zu Allem zu gebrauchen. Es ist gut, daß er sich verkauft, ich würde sonst ohnmächtig sein."

Else brachte den Kaffee.

„Gehe nur, ich werde mich selbst bedienen;" sagte kalt die Herrin, indem sie die Tasse nahm.

Die Alte entfernte sich.

„Ich habe die Witwe nun gesehen;" fuhr Lisbeth in ihrem Selbstgespräche fort; „sie ist nicht übel, ist eine interessante Person und . . . reich! Reichthum und Schönheit . . . besitze nicht auch ich Beides? Aber die Witwe ist jünger als ich bin, vielleicht auch reicher!"

Thränen traten ihr in die Augen, während sie flüsterte: „Ein neunundzwanzigjähriges Mädchen gilt für eine verblühte Schönheit! Der verflossene siebente November war mein Geburtstag . . . ich stehe im dreißigsten Jahre! Vielleicht habe ich nicht klug gehandelt; vielleicht hat Georg erfahren . . . Nein, nein, wer sollte es ihm gesagt haben? Die Witwe hat mir einen Streich ge-

spielt, hat mir den Mann geraubt, den ich allein wahrhaft liebe . . . Das ist es, weiter Nichts!"

Sie weinte heftig vor Zorn. Es mochten wohl Erinnerungen in ihr aufsteigen, die nicht zu den angenehmen ihres Lebens gehörten. Doch bald versiegten ihre Thränen und jene kalte Ruhe malte sich in Lisbeth's Zügen, die ihre Schönheit stark beeinträchtigte. Sie schlürfte den Kaffee, wobei sie bald boshaft lächelte, bald sehr ernst aussah.

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen.

„Hardt!" flüsterte Lisbeth, indem sie freudig zusammenzuckte. „Das Werkzeug meiner Rache kommt. Herein!" rief sie melancholisch.

Die Thür ward geöffnet.

Ein elegant gekleideter Herr trat ein. Lisbeth erhob sich rasch.

„Herr Baron!" rief sie überrascht, fast bestürzt.

Es war der Baron Alphons von Frankenstein, derselbe, den der Leser am Sterbebette Gerhardt's kennen gelernt. Er verneigte sich zwar, aber so zwanglos, als ob er eine Bekannte grüßte, mit der er lange auf vertraulichem Fuße gestanden.

Alphons wäre ein interessanter Mann gewesen, wenn er nicht einen fast häßlichen Kopf gehabt hätte. Sein Wuchs war kräftig, schlank, tadellos. Der enge stahl-

grüne Oberrock, der bis an den Hals fest zugeknöpft war, schloß eine breite Brust ein und zeichnete eine aristokratische Taille ab. Reitpeitsche und Sporen, die er trug, verriethen, daß er zu Pferde gekommen war. Aber der Kopf, der Kopf! Alphons, obgleich erst sechs- bis achtunddreißig Jahre zählte, sah er viel älter aus. Sein volles, buschiges Haar hatte eine seltsame Farbe. Von Natur röthlich, spielte es jetzt in das Weißliche hinüber. Das schnelle Leben hatte die ursprüngliche Farbe gebleicht. Eine Mischung von Roth und Weiß trifft man nicht oft. Der Backenbart, groß und voll, glich zwei Flügeln, die sich an den hohen Wangen ausbreiteten. Wie der zierlich gedrehte Schnurbart hatte er noch seine Röthe bewahrt. Die Stirn war bereit, aber sehr niedrig. Die kleinen geschlitzten Augen hatten geröthete Lider. Die Nase knochig und gebogen, trug die Narbe einer schlecht geheilten Hiebwunde. Das kleine runde Kinn mit einem Pünktchen von Henri-quatre war so kurz, daß es schien, als ob das Gesicht des Barons nicht vollständig sei. Stirn und Wangen waren zum Ueberfluße mit gelblichen Sommersprossen bedeckt, die selbst dem Winter nicht weichen wollten. Dieser Adonis hatte sich, wie wir bereits mitgetheilt, um Melanie's Hand beworben.

Lisbeth hatte sich erhoben.

„Erschreckt Sie mein Kommen, schöne Lisbeth?“ fragte lächelnd der Baron.

„Ich habe sie wenigstens nicht erwartet!" antwortete die Tochter des Försters kalt und schnippisch.

„Um so größer ist die Ueberraschung."

Alphons warf Handschuhe und Reitpeitsche auf einen Sessel, als ob er sich in seinem eigenen Zimmer befände. Dann küßte er der Dame, die es mit Verdruß duldete, die Hand.

Lisbeth nahm zögernd ihren Platz wieder ein. Alphons balancirte leicht und gewandt einen der schweren Sessel heran und ließ sich an dem Tische nieder, der ihn von der Schönen trennte.

„Ich mußte reisen!" begann er heiter, ohne von der abstoßenden Kälte Lisbeth's Notiz zu nehmen. „Denken Sie sich einen Ritt im Winter von der Residenz bis nach Sildorf! Aber mein Pferd ist gut; ich bin um sechs Stunden früher angekommen als die träge Post, die in jeder Schneegrube stecken bleibt."

„Ist denn der Zweck Ihrer Reise so wichtig?

„Wichtig und dringend. Da Sie es verschmähen, in der Stadt zu wohnen, muß man Sie auf dem Lande suchen."

„Also mir gilt die beschwerliche Winterreise?"

„Nur Ihnen, schöne Lisbeth. Mein Gott, gibt es denn außer Ihnen hier einen Magnet, der mich anziehen könnte? Läge Sildorf am Nordpole, ich wäre zu

Schiffe gegangen ... glücklicherweise brauchte ich nur mein Pferd zu besteigen ... da bin ich nun!"

„Und was haben Sie mir mitzutheilen?"

Der Baron legte beide Arme auf den Tisch und sah Lisbeth freundlich lächelnd an.

„Grollen Sie mir immer noch?" fragte er. „Regt sich nicht ein leiser Drang in Ihnen, mir zu verzeihen? Rühren Sie die Anstrengungen nicht, die ich mache, um Sie zu versöhnen? Lisbeth, Sie lächeln wie ein reizender Kobold, der sich an den qualvollen Zuckungen seines Opfers weidet ..."

„Meines Opfers!" rief sie lachend. „Baron, Sie sind heute noch der Teufel, als den Sie sich längst gezeigt. Als mein Vater gestorben war, kamen Sie, um mir zu condoliren ... damals konnten Sie die Erbin nicht beglückwünschen ... hat man Ihnen in der Stadt gesagt, daß der schlichte Förster Geyer seiner einzigen Tochter ein Vermögen hinterlassen, das hinreicht, zehnmal Ihre Schulden zu bezahlen? Ist Ihnen zu Ohren gekommen, daß ich frei über dieses Vermögen verfügen kann?"

Alphons bog sich zurück, drehte die Spitzen des Schnurrbartes und sagte ruhig:

„Mit der Offenheit, die Lisbeth so oft an mir gerühmt, will ich bekennen: ja, das Alles ist mir bekannt."

„Gut, so will ich auch offen sein: nicht einen Groschen verwende ich von der Erbschaft, um die Schulden eines Roué zu bezahlen. Sie haben bereits ein halbes Jahr im Schuldgefängnisse verbracht . . . mir ist es gleichgiltig, wenn man Ihnen denselben Platz für die Zeit des Lebens anweist. Ich habe keine Veranlassung, Ihre Freiheit zu wünschen. Ihrer Drohungen achte ich nicht; sprechen Sie über mich aus was Ihnen beliebt. Der Baron, der einst meinen Ehrgeiz reizte, ist längst nicht mehr für mich da . . . der Mann, der nach Abzug des Titels übrig bleibt, ist zu unbedeutend, als daß er mir Interesse abgewinnen könnte."

„Lisbeth!"

„Diese Ansicht habe ich Ihnen durch mein Betragen längst angedeutet . . . heute habe ich sie klar in Worten ausgesprochen, und ich füge hinzu: keine Macht der Welt wird mich umstimmen!"

Sie warf den Kopf zurück und spielte mit dem Brillantringe, den sie an der zarten Hand trug.

Der Baron beobachtete einige Augenblicke die Schöne.

„Lisbeth," begann er dann, „es ist wahr, ich habe Ihnen einigen Grund zur Unzufriedenheit mit mir gegeben . . ."

„Lassen wir Das!" sagte sie stolz. „Ich fordere weder eine Entschuldigung, noch eine Rechtfertigung."

„Beides Ihnen zu geben liegt nicht in meinem Plane."

„Mein Gott, was wollen Sie denn?"

„Ich bin gekommen, Ihnen einen guten Rath zu ertheilen."

„Sie?" rief Lisbeth spottend, indem sie ihre vergoldete Tasse mit Kaffee füllte.

„Ich!" antwortete der Baron, der ruhig eine Cigarre aus dem Etui nahm, sie an der Spiritusflamme des Kaffee-Service anzündete und gemüthlich zu rauchen begann, während Lisbeth den heißen Trank schlürfte. „Sie erwähnten," fuhr er gleichgiltig fort, „Ihres Vermögens, der unbeschränkten Verfügung über dasselbe und — meiner Schulden. Von diesen Dingen existiren nur die letzteren, nämlich meine Schulden. Ihr Vermögen ist illusorisch."

Lisbeth suchte ihre Bestürzung zu verbergen. Mit jenem kalten, spottenden Lächeln, das sie oft zeigte, fragte sie:

„Wer will es mir streitig machen? Bin ich nicht die einzige Tochter Geyer's? Erbe ich nicht die Hinterlassenschaft des Vaters? Mein Herr, sinnen Sie auf wirksamere Einschüchterungsmittel . . . das, was Sie anzuwenden im Begriffe stehen, verfängt nicht. O, ich

habe es mir gedacht, rief sie lachend, daß ich nicht ohne Anfechtung bleiben würde. Wollen Sie nicht auch behaupten, daß Sie mir das bedrohte Vermögen retten können?"

„Sie besitzen einen prophetischen Geist!" rief lächelnd der Baron. „Lisbeth, ich komme von der Reise, und Sie laden mich nicht einmal zu einer Tasse Kaffee ein."

„Herr Baron, unser Verhältniß ist nicht mehr dasselbe . . ."

„Nennen Sie mich doch nicht Herr Baron! Für Sie bin ich einfach Alphons . . ."

„Sie werden insolent."

„Im Gegentheil, ich meine es noch immer herzlich gut mit Ihnen. Während alle Welt sich von Ihnen abwendet, stehe ich Ihnen treu zur Seite."

„So sprechen Sie doch!"

„Sie kennen den Justizrath Witte?"

„Ja."

„Sie wissen auch, daß er gegen Ihren Vater processirte?"

„Nein."

„Jetzt wissen Sie es. Lisbeth, sind wir auch ganz allein? Kann irgend Jemand unser Gespräch belauschen?"

„Wir sind allein, sind auch gesichert . . . fahren Sie getrost fort."

Der Baron rauchte, um die Gluth der Cigarre zu erhalten, dann flüsterte er geheimnißvoll:

„Von der Aussage meines Vaters, der als Zeuge in dem genannten Processe vorgeladen, hängt Ihr Glück, hängt Ihr Vermögen ab. Ihr Vater hat über Capitale verfügt, die nicht ihm gehörten. Er hat trotz des obschwebenden Processes testirt . . . der Justizrath hat nun, da Ihr Vater gestorben, die beiden bedeutendsten Capitale mit Beschlag belegen lassen. Hat ihr Anwalt Ihnen noch nicht die Anzeige gemacht?"

Lisbeth stand auf, ging rasch zu der Thür und zog die Glocke.

Else trat ein. Sie trug einen Brief in der Hand.

„Der Postbote hat ihn abgegeben," sagte die alte Magd. „Ich wollte nicht stören . . ."

„Ist nichts weiter angekommen?"

„Nichts, Fräulein."

„Es ist gut."

Die Magd hatte das Zimmer verlassen. Lisbeth las den Brief. Der Rechtsanwalt bestätigte darin, was der Baron bereits mitgetheilt hatte. Die Erbin, die sich bis dahin wenig um Geschäftsangelegenheiten bekümmert, die von ihrem Vater nur Geld empfangen und ausgegeben hatte, die eine Entziehung des, wie sie glaubte, ihr rechtmäßig gebührenden Vermögens nicht für möglich

gehalten, las den verhängnißvollen Brief noch einmal, dann starrte sie den Baron an und flüsterte:

„Der Vater hat mir nie ein Wort davon gesagt!"

„Weil er den Proceß zu gewinnen glaubte."

„Und der Kläger ist der verstorbene Gerhardt?"

„Jetzt seine Witwe, Madame Gerhardt, die ein glänzendes Landhaus in dieser Gegend bewohnt."

Die stolze Lisbeth war wie niedergeschmettert. Sie schwankte zu dem Sopha. Der Brief entsank ihrer Hand. Eine Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht. Sie stützte den Kopf und starrte vor sich nieder. Das Vermögen, ihr Alles noch auf dieser Erde, schwebte in Gefahr, war vielleicht schon verloren. Ihr Muth, ihr Stolz schienen völlig gebrochen zu sein.

„Der Rechtsanwalt stellt mir einen Besuch in Aussicht," flüsterte sie; „er will mir mündlich detaillirten Bericht erstatten."

Alphons von Frankenstein hatte sich an der Seite der Dame niedergelassen. Sie wehrte es nicht, als er ihren schönen Arm ergriff und einen Kuß darauf drückte.

„Lisbeth, sieh mich an! Lisbeth, ich verzeihe Dir die Ausbrüche Deines Zorns ... ich bringe Hilfe. Dann ermiß, ob ich verdiene Zeit meines Lebens im Schuldgefängnisse zu schmachten. Es wäre ein Unglück für Dich, wenn ich nicht auf freien Füßen bliebe. Sieh, fuhr er

fort, nachdem er zum zweiten Male den reizenden Arm geküßt hatte, wir sind Beide arm ... vereinigen wir uns, um reich zu werden. Du bleibst mit meiner Hilfe im Besitze Deines Vermögens, die Witwe Gerhardt verliert den Proceß ..."

„Melanie! Melanie!" flüsterte Lisbeth entsetzt.

„Und dafür fordere ich nur, daß Du mir erlaubst, das Versprechen zu erfüllen, das ich Dir schon gegeben ... und ich mache Dich zur Baronesse von Frankenstein. Außer uns Beiden wird auch noch ein drittes Wesen glücklich, das ohne unsere Vereinigung verkümmern muß. Gräme Dich nicht, mein Kind: das heranziehende Wetter ist nicht so gefährlich als es aussieht. Durch Klugheit und List lassen sich die schwarzen Wolken zertheilen, die unsere Sonne verhüllen. Vergessen wir was geschehen und schließen wir den Bund, den wir längst vor dem Altare hätten beschwören müssen."

Lisbeth schien wirklich das Geschehene vergessen zu haben.

„Alphons, zuvor gib mir Aufklärung über die Lage der Dinge!" rief sie hastig. „Ich weiß Nichts, gar Nichts! Ehe mein Vater starb, sagte er: „ich habe für Deine Zukunft gesorgt. Du bist reich, und mithin wirst Du auch glücklich sein. Bei dem Gerichte habe ich ein

unantastbares Document niedergelegt." Dann schloß er für immer die Augen."

„Gut ich werde Dich aufklären," begann nach einer Pause lächelnd der Baron. „Mein Vater ist der Schwager des verstorbenen Gerhardt. Als solcher stand er zu dem Banquier in naher Beziehung. Dein Vater war wiederum ein Jugendfreund Gerhardt's. Ein mit dem Spleen behafteter Engländer, Mr. Douglas, gab dem jungen Banquier Capitale und wollte ihm noch dazu die Tochter geben. Diese aber schlug den trockenen Geldmenschen aus und bewegte sich in der aristokratischen Sphäre der Residenz, die ihr besser zusagte als die Börse. Dies kostete natürlich viel Geld, die zärtliche Nachsicht des Engländers zu seiner Tochter verwandelte sich in Strenge, als Julia Douglas ihr fürstliches Leben nicht einstellte. Er wollte sie unter der Obhut eines ordentlichen Mannes wissen, der zugleich für das Vermögen sorge. Keiner schien ihm geeigneter dazu als Gerhardt. Darum bestimmte er testamentarisch, als er auf dem Sterbebette lag: nur Madame Gerhardt erbt die dreimalhunderttausend Thaler, die in dem Bankhause Gerhardt stehen. Der Vater starb und die Tochter zog sich mit einem kargen Reste ihres Vermögens auf das Land zurück, wo sie wie eine büßende Nonne lebte. Der Förster Geyer war ein Nachbar dieser Nonne. Gerhardt, den sie verabscheute, wollte sie unter-

stützen, selbst noch heirathen; Julia aber, stolz wie eine Königin, wies ihn ab. Nun mußte der Förster Geyer die Sorge für die eigensinnige Julia übernehmen. Die Dame selbst bot die Hand dazu, indem sie ihm ihr kleines Vermögen gegen Zinsen übergab. Geyer gab vor, daß er enorm glücklich speculirt, und daß das Capital sich verhundertfacht habe. Julia glaubte es. Nun ward das prachtvolle Landhaus erbaut. Alles ging gut. Gerhardt, der sein Bankhaus längst geschlossen, hatte seinem Freunde Julia's Vermögen übergeben, der damit in Grundstücken speculirte. Es wurden große Summen gewonnen, vorzüglich durch die Eröffnung von Steinkohlenschachten. Der Förster war unermüdlich, wie die ganze Gegend weiß. Einst kam Gerhardt auf den Gedanken, mit dem Freunde abzurechnen. Der Freund wundert sich über diese Zumuthung; er leugnet, Geld von Gerhardt empfangen zu haben. Gerhardt spricht von einer Quittung. Bringe die Quittung, sagt der Förster. Aber Gerhardt, stets kränklich, hatte das Papier verlegt oder verloren. Die Freunde wurden Feinde. Gerhardt erhebt Klage und treibt den Förster zum Eide. Der Termin zur Eidesleistung ward angesetzt . . . aber der Förster wird plötzlich krank und stirbt. Zuvor jedoch ist Gerhardt bei ihm gewesen . . . es muß eine heftige Scene stattgefunden haben, denn der alte Mann kam todtkrank in dem Birk-

hahn an, requirirte seine Pflegetochter und machte Melanie zur Madame Gerhardt, ehe er die Augen schloß. Einige Wochen darauf starb der Förster. Der Justizrath Witte setzte den Proceß fort. Es ist ihm gelungen, den vorläufigen Arrestschlag zu bewirken. So stehen in diesem Augenblicke die Sachen."

„Und was kannst Du thun?" fragte Lisbeth.

„Ich könnte dem Justizrath Witte die Quittung Deines verstorbenen Vaters übergeben . . ."

„Alphons!"

„Ich könnte es, wenn ich wollte."

„Und was hast Du beschlossen?"

„Daß ich sie der Baronesse von Frankenstein geben werde."

„Wie bist Du zu der Quittung gekommen?"

„Dies kleine Geheimniß wird nur meine Gattin erfahren. Was hast Du mir zu antworten, Lisbeth?"

Er legte seinen Arm um ihre Taille und drückte die Lippen an ihre Wange, die jetzt wieder purpurroth gefärbt war.

Lisbeth verblieb regungslos. Sie mißtraute dem Baron, den sie als Roué kannte.

„Wo ist die Quittung?" fragte sie plötzlich.

„In meinem Portefeuille."

„Ich muß sie sehen . . . . zeige mir das Papier!"

„Glaubst Du mir nicht?“

„Die Angelegenheit ist höchst wichtig ... zu meiner Beruhigung, Alphons ... bei dem armen Wesen, das uns Beiden theuer ist, für dessen Glück zu sorgen unsere Pflicht ...“

Sie legte ihren Kopf an seine Brust und bat schmeichelnd:

„Alphons, beruhige mich!“

Der Baron schloß den üppigen Körper an sich; er küßte Lisbeth's Mund, Wangen und Hals. Dann holte er sein Portefeuille hervor, das er öffnete.

„Sieh, Lisbeth, ich gebe Dir einen Beweis meiner neu erwachten Liebe, meines grenzenlosen Vertrauens. Wäre ich reizbar gewesen, ich hätte mich nach dem Empfange, der mir von Dir geworden, entfernt. Aber ich bin geblieben, weil ich wußte, daß Du ohne mich unglücklich würdest.“

Er öffnete das Papier und brachte es vorsichtig der Dame näher. Lisbeth erkannte die Schriftzüge ihres Vaters, der den Empfang von hundertfünfzigtausend Thalern in näher bezeichneten Staatspapieren bestätigte. Neben der Unterschrift befand sich das deutlich ausgeprägte Siegel des Försters. Das Document war ohne allen Zweifel echt. Lisbeth erkannte es auf den ersten

Blick. Sie las halb laut die verhängnißvollen Zeilen. Der Baron verbarg dann sorgfältig das Papier.

„Ich hätte es dem Justizrathe oder der Witwe Gerhardt anbieten können; aber ich zog es vor, zu Dir zu gehen und die Ehre Deines Vaters und Dein Vermögen zu retten. Bringt Dein Gegner keine Beweise, so verliert er den Proceß.“

„Vernichte das Papier!“ rief Lisbeth heftig.

„An unserm Trauungstage sollen es die Flammen verzehren. Bis dahin bleibt es wohl verwahrt in meinem Taschenbuche.“

„Und Du, Alphons?“

„Ich bleibe in dem stillen Försterhause, da ich nach der Stadt nicht zurückkehren kann. Treffen mich die Wechseldiener, so wandere ich in das Schuldgefängniß, denn meine Herren Gläubiger, Wucherseelen vom reinsten Wasser, haben beschlossen, rücksichtslos zu verfahren. Wache über mich, Lisbeth, und entziehe mich den Klauen meiner Verfolger, denn in meiner Person erhältst Du Dir den Reichthum. Ich würde Dich bitten, meine Schulden zu bezahlen, aber Du kannst über eine Summe, wie sie zur Einlösung der Wechsel erforderlich, nicht verfügen. Bist Du nun geneigt zur Versöhnung, mein Kind? Begreifst Du nun, daß Du mir als Gattin angehören kannst und mußt? Hier ist meine Hand: was geschehen,

soll vergessen sein, und Das, was die Zukunft bringt, Leid und Freud, werden wir gemeinschaftlich tragen. Die Welt ist nun einmal wie sie ist: Jeder sucht seinen Vortheil. Die Witwe Gerhardt bedarf des Vermögens nicht mehr, sie mag sich mit dem begnügen, was sie besitzt. Gerhardt hat sich mit ihr trauen lassen, um ihr das Erbe des Engländers zu sichern ... der Förster Geyer versucht es, seiner einzigen Tochter ein Vermögen zu erwerben. Wir leben in der Zeit der Speculationen, und darum speculiren wir. Man würde über uns lachen, wollten wir uns durch übertriebene Ehrlichkeit ein glänzendes Geschäft vereiteln."

Lisbeth reichte ihm die Hand.

„Wohlan, stehen wir zu einander," sagte sie fest. „Sobald der Proceß entschieden, bezahle ich die Schulden meines Mannes."

„Die Baronesse von Frankenstein wird auch dann noch standesgemäß leben können."

Die künftige Edelfrau mußte es dulden, daß der Bräutigam sie umarmte. Nun berieth man die Einrichtung des Barons, der sich verbergen mußte. Lisbeth führte den Gast in die Zimmer des verstorbenen Vaters, die durch den Hausflur von den ihrigen getrennt wurden.

„Sorge für den Vetter!" befahl sie der alten Else, als sie in ihr Zimmer zurückkehrte.

Da saß sie wiederum auf dem Sopha, und diesmal mit noch schwererem Herzen als eine Stunde zuvor. Der Proceß war ihr nicht unbekannt gewesen, sie hatte dem Baron gegenüber nur geleugnet, daß sie darum wisse. Das neue Stadium desselben hatte sie jetzt erst erfahren. Mit bitterm Grolle gedachte sie Melanie's, die ihr nicht nur den Geliebten, sondern auch das Vermögen raubte. Und die wunderbare Verkettung der Dinge zwang sie, dem Baron, den sie verachtete, die Hand zu reichen.

„Was beginne ich, was beginne ich?" rief sie zitternd aus. „Kommt die Quittung zum Vorschein, so ist die Ehre meines Vaters gebrandmarkt und ich bin arm, ganz arm. Der Schande und der Armuth ziehe ich vor, die Frau jenes Elenden zu werden, der mich schmählich betrogen hat. Er wendet sich mir wieder zu, des Geldes wegen. Mein Gott, die Situation ist furchtbar! Die Quittung ist echt, ich kenne die Handschrift meines Vaters zu gut. Wie auch sollte der arme Förster zu einem so großen Vermögen gekommen sein? Wüßte ich nur, auf welche Weise der Baron sich des Papiers bemächtigt . . . sein Vater ist der Schwager Gerhardt's . . . Vielleicht hat dieser es gestohlen! Und durch mich will man es verwerthen. Könnte ich mich unabhängig machen von dem gräßlichen Manne! Er wohnt mit mir unter einem Dache . . . er muß sich vor den Häschern des Gerichts

verbergen . . . Geld besitze ich in diesem Augenblicke nicht, um die Quittung zu kaufen . . . wenn ich sie durch List an mich brächte! Ist das Papier vernichtet, dann mag der Proceß fortgehen, und der Baron kann nicht gegen mich auftreten, ohne sich selbst anzuklagen. Der alte Baron hat seinem Schwager die Quittung gestohlen . . , vielleicht aus Rache. Kommt Zeit, kommt Rath. Alphons kann das Försterhaus nicht verlassen . . . der Gefangene ist mir sicher . . . Lisbeth, sei klug: ein kühner Streich, und Du bist gerettet. Leben wir nicht in der Zeit der Speculation? Ich versuche es!"

Der Baron hatte indeß seinen Mantelsack ausgepackt und sich es bequem gemacht. Else kam und ging. Sie zündete Feuer in dem Ofen an und brachte Licht. Dabei sah sie den Vetter mit eigenthümlichen Blicken an, der, in einen türkischen Schlafrock gehüllt, rauchend auf dem Sopha lag.

„Hier ist's besser als im Schuldgefängnisse!" dachte lächelnd der Baron. „Lisbeth wird sich bemühen, mir eine liebenswürdige Wirthin zu sein. Es lebe die Speculation!"

Zwölftes Capitel.

Melanie hoffte noch auf den ersten Brief von Georg als Martha zu ihr in das Boudoir trat und den Gerichtsschreiber Hardt anmeldete. Die Witwe sah die Wirthschafterin erstaunt fragend an. Das Wort „Gerichtsschreiber" hatte sie erschreckt. Auch Martha schien nicht frei von Befürchtungen zu sein.

„Hören Sie ihn, mein liebes Kind!" sagte sie beruhigend. „Es ist ja natürlich, daß die Behörde Ihnen Mittheilungen zu machen hat, da Sie als Grundbesitzerin dem Gemeindeverbande angehören."

„So mag der Mann eintreten."

Martha öffnete die Thür des Vorzimmers: Hardt erschien. Er war heute anständig gekleidet, hatte das spärliche Haar glatt gekämmt und weiße Wäsche angelegt. Die Agentur, wie er seine neue Beschäftigung

nannte, lieferte ihm ja die Mittel zu einer anständigen Existenz. Der Anblick der jungen Dame, die gespannt wartend vor ihm stand, mehr aber noch die Anwesenheit der alten Martha machte ihn ein wenig verlegen. Nach einer linkischen Verbeugung sagte er lächelnd:

„Madame, ich möchte mir eine kurze Unterredung allein, ohne Zeugen, von Ihnen erbitten. Nicht meinetwegen, nein; aber da die Angelegenheit Sie betrifft . . .“

„Gut, ich gehe, mein lieber Mann. Sprechen Sie sich in Gottes Namen aus.“

Hardt verneigte sich.

„Wenn Sie es mir erlauben, Madame!“

Martha warf noch einen forschenden Blick auf den Gerichtsschreiber, dann verließ sie das Gemach.

„Was bringen Sie mir, mein Herr?“ fragte Melanie.

„Ich komme nicht von Amtswegen, Madame, nicht als Gerichtschreiber.“

„Demnach kommen Sie in Privatangelegenheiten . . .“

Hardt strich mit dem Aermel seinen neuen Hut.

„Ganz recht, in Privatangelegenheiten. Ich wende mich an Sie, verehrte Madame, an die Dame, die alle Welt achtet und schätzt . . . auch ich wollte Ihnen darthun . . . Sie verzeihen, ich kann nicht gleich das rechte

Wort finden, um mich Ihnen zu erklären . . . Sie sehen mich mit Blicken an . . .“

Melanie hatte Mitleid mit dem armen Manne, der verlegen seinen Hut drückte.

„Bedürfen Sie meiner Hilfe, kann ich Ihnen eine Gefälligkeit erzeigen, so sprechen Sie es getrost aus. Ich nütze gern, wo und wie ich kann.“

„Madame, glauben Sie nicht, daß ich voreilig oder wohl gar aufdringlich bin . . . das ist durchaus meine Sache nicht. Auch mir geht es zu Herzen, wenn ich sehe . . .“

„Erklären Sie sich nur, lieber Mann.“

„Nehmen Sie mir es nicht übel; ich meine es herzlich gut mit Ihnen und dem Sohne meines Herrn, des Gerichtsamtmanns Bärwald. Ich habe den wackern Georg, der jetzt sein Examen in der Stadt macht, schon als Knaben gekannt.“

Melanie war purpurroth geworden, als sie hörte, daß der Alte ihr zartestes Geheimniß kannte.

„Was wollen Sie denn?“ fragte sie verwirrt.

„Den Herrn Förster habe ich zwar so lieb wie meinen eigenen Sohn, aber ich habe ihm von Dem, was ich weiß, noch kein Sterbenswörtchen verrathen. Freilich, Ihnen muß ich es sagen, und daß ich es Ihnen sage, mag ein Beweis meiner Freundschaft für

Sie sein. Georg hält große Stücke auf Sie, er geht durch Feuer und Wasser, wenn es Ihnen nützt. Dasselbe thue ich . . . so wahr ich ein ehrlicher Mann bin."

„Ich glaube Ihnen."

„Das ist mir lieb, sehr lieb, und Sie werden sehen, daß ich Ihres Vertrauens werth bin. Nun müssen Sie mir aber erlauben, daß ich recht offenherzig zu Ihnen rede."

„Gern."

Hardt trat der Dame einen Schritt näher.

„Madame," flüsterte er, „Sie haben Feinde! Das ist natürlich, wer beneidet wird, hat auch Feinde. Aber erschrecken Sie nicht, es gibt noch Leute, die Sie schützen. Und ich stehe in erster Reihe."

Melanie war so ängstlich geworden, daß sie kaum fragen konnte:

„Demnach wollen Sie mich warnen?"

„Nein; ich möchte Ihnen ein Geheimniß vertrauen, das mir zufällig, ganz zufällig zu Ohren gekommen. In meiner Eigenschaft als Gerichtsperson . . . sehen Sie, es gibt einen Menschen, der mit dem verstorbenen Herrn Gerhardt sehr befreundet war . . ."

„Sind Sie es vielleicht selbst?" fragte die Witwe hastig. „Sagen Sie es mir, lieber Herr!"

„Nein, Madame, ich habe durchaus nicht die Ehre gehabt, Ihren verstorbenen Herrn Gemahl zu kennen. Das thut auch Nichts zur Sache. Ich weiß nur, daß Herr Gerhardt sich mit Ihnen im Birkhahn hat trauen lassen und daß der arme Mann gleich nach der Trauung gestorben ist. In der Eigenschaft als Gerichtsschreiber erfährt man so etwas. Die Geschichte ist durch den redseligen Birkhahnwirth, der seinen Gästen immer Neues auftischen will, bekannt geworden. Das bliebe sich nun Alles gleich, die Welt kann um die Trauung wissen, denn der Abschluß einer Ehe ist immer ein gottgefälliges Ding. Ich kenne es zwar nicht aus Erfahrung, aber der Herr Pfarrer sagt es, und dem geistlichen Herrn muß man glauben. Nun aber sagen die Neider: die junge schöne Dame, die in dem prächtigen Landhause wohnt, das der Förster Geyer erbaut hat, ist mehr als die Witwe des alten Herrn Gerhardt, sie ist auch . . ."

„Was?" fragte Melanie zitternd.

„Die Tochter des Verstorbenen."

„Mein Gott!"

„Ja, das sagen die Neider oder vielmehr sie vermuthen es nur. Verzeihung, Madame, ich möchte Sie durchaus nicht kränken . . . ich habe vorausgesehen, daß die Bosheit der Leute Sie verletzen würde . . . es ist

doch wahrlich zu arg, so etwas von sich sagen zu lassen ... das wirft ja ein trübes Licht auf die Ehre des Todten, der friedlich in der Erde ruht ... er hat sich mit seiner eigenen Tochter trauen lassen, um irgend einen Zweck zu erreichen! Schon der Verdacht ist empörend. Die Leute sind einmal so in unserer Gegend, sie machen aus der Mücke einen Elephanten und schwatzen das tollste Zeug. Herr des Himmels, dachte ich, wenn das dem Förster Georg Bärwald zu Ohren kommt, der glücklicher Weise jetzt verreist ist! Der schießt die Verleumder nieder! Und das mit Recht."

„Herr Gerichtsschreiber," begann die Melanie gefaßt, „ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie mir erweisen. Das Gerücht, das böse Menschen aussprengen, kränkt mich zwar, aber es erfüllt mich durchaus nicht mit Befürchtungen. Herr Gerhardt war stets ein Ehrenmann, als solchen kennt ihn die Welt; er wird sein Leben nicht mit einem Frevel beschlossen haben."

Hardt streckte die Hand aus und rief eifrig:

„Natürlich! Das läßt sich wohl annehmen und man kann es den Leuten auch entgegenhalten. Zweitens würden Sie sich auf die Trauung nicht eingelassen haben, wenn Sie gewußt hätten, daß der Segen des Priesters

Sie ehelich mit dem Vater verbindet. Von diesem zweiten Puncte bin ich unerschütterlich fest überzeugt. Ja, das bin ich. Als ich die saubere Geschichte hörte, ward ich zornig und widersprach aus Leibeskräften. Sie kennen mein Rednertalent nicht, Madame! Ich entwickelte allen juristischen Scharfsinn, um Das, Das und Das zu beweisen. Ich bewies auch aus dem Gesetzbuche, daß die Verleumder in das Gefängniß wandern müßten. Da schwiegen sie und starrten mich mit großen Augen an. Das war ich Ihnen, das war ich meinem jungen Freunde, dem Herrn Förster, schuldig. Ich kenne meine Schuldigkeit, und solche erfülle ich nach Kräften. Seelenvergnügt, daß ich die Lästerzungen zum Schweigen gebracht, ging ich meinen Geschäften nach. Da wurde ich plötzlich wie vom Donner zu Boden geschmettert. Ich finde ein Document . . . erschrecken Sie nur nicht, Madame! Was ich Ihnen sage, erfährt kein dritter Sterblicher, und wäre es ein Baron oder ein Fürst. Ein Baron zumal gar nicht, denn diese Leute sind mir verhaßt. Ich finde also ein Document, in dem geschrieben steht: Die junge Dame, die unter dem Namen Melanie Seefeldt in dem Hause des Rentiers Gerhardt lebt, ist meine Tochter, und Gerhardt, der alte Sünder, ist der treulose Mann, dem ich meine Ehre geopfert habe, weil ich ihn liebte. Darunter stand der Name „Julia Douglas.“

Die arme Melanie war bleich und zitternd auf einen Sessel gesunken.

Hardt's Gesicht verzog sich zu einem bittersüßen Lächeln. Er trat der Witwe näher und flüsterte:

„Der Drang, Ihnen zu nützen, trieb mich her. Ich hatte überlegt, hatte alle Umstände zusammengestellt, hatte lange mit allen Geisteswaffen gekämpft, ehe ich den richtigen Schluß zog: Madame Gerhardt ist Madame Gerhardt geworden, ohne zu wissen wie, und ohne die Beziehungen zu ahnen, in denen sie zu dem Verstorbenen steht, der einen listigen Strich ausgeführt hat. Das geht nun einmal so im Leben. Jeder schützt sich nach Kräften und Herr Gerhardt hat Sie geschützt, die Sie ohne Schutz in der bösen Welt zurückgeblieben. Es kann ja ganz gleichgültig sein, ob Sie Madame oder Fräulein Gerhardt heißen, wenn nur der Zweck erreicht wird. Dabei versteht sich von selbst, daß der wahre Zusammenhang ein Geheimniß bleibe. Wehe, wenn die Neider erführen, da ist eine Tochter mit dem Vater getraut! Und nun der arme Pastor, der in seiner Gutmüthigkeit vergessen hat, die vorgeschriebenen Papiere einzufordern... er hätte den Tod auf der Stelle, sobald man ihm sagte ..."

„Nein, nein!" rief Melanie, flehend die großen Hände ausstreckend. „Schweigen Sie, Herr Gerichtsschrei-

ber! Hat der Verstorbene gefehlt, so ist er durch die Verhältnisse dazu gezwungen worden. Aber noch glaube ich an eine Verirrung meines Wohlthäters nicht; ihm hätten gewiß andere Mittel zu Gebote gestanden, mein Glück zu befestigen. Und ist es denn ein Glück, mich so auf der Welt zurückzulassen? Ich ziehe die Armuth vor ... ein Vermögen, auf diese Weise erworben, drückt mich zu Boden. Aber läßt sich nicht auch annehmen, daß meine Feinde alles dies ersonnen haben, daß Miß Douglas selbst eine Rache übt?"

Hardt erzählte nun kurz das Verhältniß Gerhardt's zu dem Engländer Douglas und citirte die seltsame Testamentsclausel, wie der Pfarrer sie dem Vater Hannes mitgetheilt. Wir erinnern daran, daß der Gerichtsschreiber die Unterredung der beiden Alten am Fenster belauscht hatte. Jetzt wollte er Vortheil davon ziehen.

Die arme Melanie war wie niedergeschmettert, als Hardt seinen Bericht geendet hatte. Ward dadurch nicht der Verdacht bestätigt, der mehr als ein Mal in ihr aufgestiegen? Und war der Zusammenhang der Dinge nicht so einfach und klar, daß er sich ohne Scharfsinn begreifen ließ? Auch die rasche Trauung sowie die seltsam rasche Abreise der Miß Douglas schienen nun erklärt zu sein.

Hardt beobachtete einige Augenblicke die Wirkung seiner Worte. Er strich verlegen lächelnd den Hut und wartete.

Die Witwe erhob sich.

„Herr Gerichtsschreiber,“ begann sie mit bebender Stimme, „das, was geschehen, läßt sich nicht mehr rückgängig machen.“

„Nein, Madame!“

„Der Schein ist allerdings gegen mich; Niemand wird meiner Versicherung glauben, daß ich blindlings den Anordnungen meines Wohlthäters gefolgt bin.“

„Das ist wahrscheinlich. Uebrigens was liegt daran? Außer mir weiß Niemand um das Document, das Ihre wahre Herkunft bezeugen kann. Wo kein Kläger, ist kein Richter. Und ich bin verschwiegen wie das Grab des Herrn Gerhardt.“

„Besitzen Sie das Papier?“

„Ja, Madame.“

„Und wie ist es in Ihre Hände gekommen?“

Des Gerichtsschreibers Züge nahmen den Ausdruck der Trauer an.

„Madame,“ sagte er zitternd, „ich besitze Ihr Geheimniß . . . empfangen Sie dagegen das meinige. Miß Douglas, die vor Ihnen hier wohnte, hat unzweifelhaft an dem todten Herrn Gerhardt sich noch rächen wollen.

An dem Tage ihrer Abreise ließ sie mich rufen. Da sie wußte, daß ich arm bin, gab sie mir zunächst ein Geldgeschenk. Dann übergab sie mir ein Papier mit der Weisung, es den Acten beizulegen, die den Verkauf ihres Landhauses betreffen. Ich versprach es natürlich, weil ich den Inhalt des Papiers nicht kannte. Das Actenstück kam mir nicht gleich zur Hand, da es der Herr Gerichtsamtmann aufbewahrte. Ich dagegen bewahrte das mit einer Oblate verschlossene Papier auf. So verging die Zeit. Da kamen mir die Gerüchte zu Ohren. Ich ward stutzig und öffnete mein Papier. Entsetzt erkannte ich eine Denunciation in bester Form. Alle Verhältnisse waren klar dargelegt. Ich kam, zu Ihren Gunsten, meinem Versprechen nicht nach und unterschlug das Papier, um es Ihnen zu bringen."

Der Gerichtsschreiber stand mit gesenkten Blicken vor der jungen Dame, als ob er sich des begangenen Unrechts schämte. Und doch hatte der Heuchler eine schlau ersonnene Lüge gesagt.

„Wo ist das Papier?" fragte Melanie.

Hardt holte es aus seiner Tasche.

„Hier, verehrte Madame! Es enthält alles, was ich Ihnen bereits erzählt habe."

Melanie überflog die Zeilen. Die Adresse war die des Herrn Gerhardt. Die Unterschrift war „Julia Dou-

glas.“ Das Datum stimmte genau mit der Zeit, die Hardt angegeben hatte.

„Mein Gott!“ seufzte Melanie.

„Auf Grund dieser Schrift hätte nun eine Untersuchung gegen Sie eingeleitet werden können, die großes Aufsehen gemacht haben würde. Wie gesagt, wo kein Kläger, ist kein Richter und ich kann schweigen.“

Melanie ging schwankend zu ihrem Secretair, holte einige Banknoten und gab sie dem Schreiber mit den Worten: „Ich kaufe Ihnen das Papier ab . . . dafür, daß Sie schweigen, wird Ihnen Georg danken!“

Hardt küßte der Geberin die Hände.

„Ich stehe immer zu Ihren Diensten, Madame! Beunruhigen Sie sich weiter nicht, der böse Plan der frommen Miß Douglas ist nun vereitelt. Wenn Sie meiner bedürfen . . . ich wohne im Birkhahn, in demselben Zimmer, in welchem Sie getraut sind.“

Nach einer Verbeugung entfernte er sich.

Gleich darauf trat Martha ein. Melanie warf sich der Alten weinend an die Brust.

„Was ist Ihnen, mein Kind?“

„Lesen Sie!“

Martha hatte die Schrift gelesen. Bestürzt sah sie zu der jungen Frau hinüber, die weinend auf einem Sessel saß. Sie wußte nicht, welche Worte sie wählen

sollte, um sie zu trösten. Auch sie hatte den Verdacht gehegt, der sich nun bestätigte. Als Melanie Thränen in den Augen ihrer mütterlichen Freundin sah, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus.

„Mein Kind, mein armes Kind!“ rief Martha.

„Nicht wahr, Sie glauben auch daran?“

„Ich weiß nicht, was ich denken soll. Gegen die Wahrheit dieser Schrift spricht Nichts als die Rechtlichkeit des Herrn Gerhardt.“

„Aber dafür seine Vaterliebe zu mir!“

Beide Frauen hielten sich weinend umschlungen. Hardt ging indeß vergnügt dem Dorfe zu. Er hatte die Banknoten geprüft.

„Dreihundert Thaler!“ murmelte er. „Der Mensch muß nur die Quellen aufspüren, aus welcher das Geld fließt, dann bekommt er, sonst nicht. Der einzige Brief, den ich in meiner Kammer geschrieben, trägt mir mehr ein als ein zweijähriges Schreiben im Amtshause. Nun soll auch Lisbeth zahlen. Das Landhaus dort und Sieldorf sind gute Quellen, die ich mir noch eine Zeit lang offen halten werde.“

Er kam bei dem Häuschen des Vaters Hannes an. Nach einigem Zögern schlug er den Weg zu der Thür ein, die, wie immer, fest verschlossen war. Er schlich an das Fenster. Der Bewohner, in seinen Pelz

gehüllt, schlich in dem Stübchen auf und ab. Katharine, mit Stricken beschäftigt, saß am Fenster. Eine wahre Grabesstille herrschte rings. Man hörte die Schritte des Alten, der von Zeit zu Zeit stehen blieb und mit wirren Blicken nach der Decke sah. Dann setzte er den Gang fort. Plötzlich ließ sich ein donnerähnliches Getöse vernehmen. Die Schneedecke auf dem Dache, von der warmen Mittagssonne erweicht, stürzte krachend zu Boden. Hardt erschrak. Da er im Giebel stand, wurde er von der Schneemasse nicht getroffen.

„Hui," hörte er Vater Hannes rufen, „bricht denn das Dach zusammen?"

„Es ist wohl der Schnee!" sagte Katharine zitternd. „Die Sonne scheint zu warm."

„Die Sonne . . . also ist's bald Frühling?"

„Ja, Vater Hannes."

„Bleibe es doch ewig Winter . . . wenigstens so lange als ich lebe, und diese Zeit wird hoffentlich nur kurz noch sein. Geh, Katharine, sieh nach, was draußen geschehen ist!"

Die Bäuerin ging.

Vater Hannes trat an das Fenster und starrte in den Schnee, der sein Häuschen umgab. Es stöhnte tief und schwer, als ob er heftige Schmerzen empfände. Hardt, an die Wand gekauert, konnte ihn zwar nicht

sehen wohl aber die Worte hören, die der Kranke murmelte:

„Maria, ich folge Dir bald nach! Es ist nicht meine Schuld, wenn ich so lange leben bleibe . . . das traurige Leben will keine Ende nehmen. Warum ist das Dach nicht eingestürzt und hat mich zerschmettert? Dann wäre ich aller Qual überhoben gewesen, wäre zu Dir gekommen! Nun aber muß ich noch leiden . . . ach, ach, Du hast ja gelitten und geduldig . . . Dein Leid war schwerer als das meinige, ein verhaßter Mensch peinigte Dich, die Du des höchsten Lebensglückes würdig! Bei mir hättest Du es gefunden, ich würde Dich auf den Händen getragen, würde Dich verehrt haben wie eine Heilige! Es ist anders gekommen! Und wer hat dies bewirkt? Ein habgieriger, ein ehrsüchtiger Mensch! Nichtiger Dinge wegen hat er mein ganzes Leben zertreten! Und dieser Gerhardt nannte sich meinen Freund! Die Trauung mit Melanie charakterisirt ihn . . . jedes Mittel war ihm recht, das Gewinn bringt. Mag die Welt sein Andenken schänden, mag geschehen was da wolle . . . kein Laut kommt über meine Lippen. Ich weiß nichts, will Nichts wissen . . . wer kann mich zwingen. daß ich rede? Seht doch den Pfarrer, der mir droht mit Criminaljustiz und Verdammniß! Ich habe Nichts verbrochen und Schweigen ist keine Sünde. Aber ich be-

ginge eine Sünde, könnte ich mich an dem alten Baron rächen. Teufel in Menschengestalt . . . er hat meine Marie zu Tode gepeinigt, hat mich durch sie betrogen . . . gäbe es eine Vorsehung, solche Frevel ließe sie nicht geschehen. Nein, das Wort Frevel ist zu gering um den Begriff auszudrücken: Sünde, Verbrechen, Schandthat! Wer bestraft den Furchtbaren, der mit seinem Sohne furchtlos das Leben genießt? Die Vorsehung schweigt, die irdische Gerechtigkeit kümmert sich nicht um ihn. Es gibt selbst Leute, die lächelnd sagen: es werden Mesallianzen viel geschlossen, der arme Baron ist zu beklagen, daß er sich hat verblenden lassen. Stille, still, Herz! Bist du denn noch nicht ausgebrannt? Frost und Schnee löschen die Hitze, das Feuer nicht . . . Aber die Rache. Könnte ich mich weiden an den schmerzlichen Zuckungen dieses Menschen! Ich habe ihm aufgelauert als Wilddieb . . . er ist mir nicht vor das Rohr gekommen. Im Gefängnisse habe ich geschmachtet, weil ich in der Verzweiflung ein armseliges Reh erlegt . . . Dem Baron, der zwei Menschen gemordet, ist kein Haar gekrümmt. Das ist irdische Gerechtigkeit! Jetzt genese ich wieder . . . die Kraft kehrt zurück . . . Ich wollte keinen Arzt, bin doch gesund geworden . . . so will ich denn handeln. Ich muß, es läßt mir nicht Ruhe. Wie viel Jahre sind verflossen, seit ich unglücklich und elend

geworden! Greif zur Büchse, Alter, ehe die Kraft ganz erlischt. Marie, Marie, gib mir ein Zeichen, daß Dein Geist lebt, daß Du mir beipflichtest! Ich habe Dich diese Nacht gesehen, bleich und hager an der Wiege Deines Kindes . . . Du weintest, während der Gemahl schwelgte . . . Gib mir ein Zeichen, Marie!"

Nun war es still. Der Alte stand wie eine Bildsäule am Fenster. Seinen Augen entströmte ein unheimlicher Glanz. Von Zeit zu Zeit zuckten seine Lippen, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Plötzlich rollte eine zweite Schneemasse vom Dache, die krachend auf die Erde fiel. Vater Hannes zuckte zusammen und hob den Kopf höher. Seine hageren Gesichtszüge zeigten. ein Lächeln . . . aber es war das Lächeln des Irrsinns.

„Donner! Donner!" flüsterte er. „Der Schnee soll mich noch nicht begraben! Das Dach wird frei . . . auch meine Brust! Ich gehe wieder zur Jagd! Die Büchse her, daß ich sie vorbereite!"

Ein Geräusch deutete dem Schreiber an, daß Vater Hannes sich zurückgezogen hatte. Wir können hinzufügen, daß der Alte ein doppelläufiges Gewehr hinter dem Bette hervorholte und es zu säubern begann. Er gab sich dieser Beschäftigung mit einer Vorliebe hin als ob er ein leidenschaftlicher Jäger sei.

Hardt schlich zu der Thür.

Da stand Katharine, den Schnee von der Schwelle fegend.

„Eine schöne Arbeit,“ rief der Schreiber.

„Ach ja!“ seufzte die Bäuerin. „Man muß sich wacker plagen.“

Hardt war näher getreten und fragte leise:

„Habt Ihr Besuch gehabt?“

„Ja.“

„Wer war da?“

„Der Pastor.“

„Habe mir's doch gedacht. Habt Ihr gehorcht, Katharine?“

„Es gab Nichts zu horchen.“

„So! Was ist denn geschehen?“

„Vater Hannes saß wie ein Murmelthier in seinem Sorgenstuhle und antwortete nicht, der Pastor mochte fragen, was er wollte.“

„Was fragte er denn zum Beispiel?“

„Ob Herr Libau antworten wolle.“

„Libau? Libau?“

„So sagte der Herr Pastor. Ich habe mir den Namen genau gemerkt.“

„Das ist verdächtig. Ihr meint also, Vater Hannes heiße Libau?“

„Der Pastor nannte ihn so.“

„Und was ist weiter geschehen?“

„Nichts. Als Vater Hannes stumm wie ein Fisch blieb, schüttelte der Herr Pfarrer den Kopf und ging wieder. Hier auf dieser Stelle sagte er zu mir: Katharine. Vater Hannes muß geisteskrank sein, haben Sie genau Acht auf ihn, daß er nicht ausgeht. Und damit ging er fort. Herr Gerichtsschreiber, ich weiß nicht, was geisteskrank ist . . . aber mir wird doch recht bange.“

„Fürchtet Euch nicht, liebe Frau, ein Bischen Verrücktheit steckt nicht an.“

„Heiliger Gott!“ rief Katharine erschreckt.

„Die Verrücktheit besteht darin, daß der Mensch nicht sprechen will, wenn er gefragt wird. Weiter ist es Nichts. Nun aber müßt Ihr auf Alles achten, was Vater Hannes thut, und mir es hübsch wieder sagen. Wollt Ihr das? Gut. Die Witwe da drüben soll Euch bald Geld bringen. Haltet nur noch einige Zeit aus, Katharine. Es wird Alles gut werden.“

Hardt ging weiter dem Dorfe zu.

„Libau! Libau!“ murmelte er vor sich hin. „Den Namen habe ich schon gehört, als ich das erste Gespräch des Pastors mit dem Schweigsamen belauschte . . . ich glaubte, es wäre eine dritte Person die ihn führte . . . nun heißt Vater Hannes selbst Libau. Daraus geht her-

vor, daß der Alte nicht ist, was er zu sein scheint; daß der Pfarrer ihn genauer kennt, als wir anderen Leute dieser Gegend, und daß ich spioniren muß, um ein vielleicht einträgliches Geheimniß zu erhaschen. Libau! Es gab einmal eine Zeit, in der ich bei Nennung dieses Namens zitterte, und wenn ich ihn geschrieben sah, gingen mir die Augen über. Das war eine schöne Zeit, die nie zurückkehrt. Dann aber folgten böse Tage die ich nicht noch einmal verleben möchte. Gerast habe ich wie ein Wahnsinniger... und ich hatte auch allen Grund dazu. Wenn einem jungen Mann das Mädchen untreu wird, an dem er mit ganzer Seele hängt, ein schönes, tugendhaftes Mädchen, auf das er Himmel und Erde gebaut, dann kann er wohl zur Verzweiflung getrieben werden und Tollheiten über Tollheiten begehen. Es ist vorbei; das alte Herz fühlt anders als das junge. Vater Hannes kann seine Marie nicht vergessen... die Liebe hat ihm so vollständig den Kopf verdreht, daß ihn das Alter nicht wieder zurechtsetzen kann. Er will den Baron erschießen, der ihm die Geliebte geraubt hat... wüßte ich nur... Wetter, daß ich den Namen dieses Biedermannes nicht verstehen konnte. Wäre ich doch zehn Minuten früher an das Fenster gekommen. Ich habe nicht ganz das wichtige Gespräch gehört. Vielleicht erfahre ich noch wie der Baron heißt und wo er lebt... ich bin Agent, will

verdienen ... Andere arbeiten mit Geld und Waaren; ich arbeite mit Geheimnissen. Jeder hat seine Artikel." Will der Baron wissen, wer ihm mit der Büchse nachschleicht, so muß er bezahlen. Um sein Leben zu erhalten, kann man schon einige Hundert Thaler ausgeben. Aber wer ist der Baron? Es gibt viel Barone in der Welt . . . Und wo finde ich ihn? Alberne Fragen, ich wende mich an Vater Hannes selbst. Freilich schlau muß ich zu Werke gehen, um Antworten von ihm zu erlangen . . . aber Hardt, du bist ja ein Schlaukopf! Geduld, Geduld, ich finde schon das Mittel, dem Schweigsamen die Lippen zu öffnen. Und dann gehe ich dem Baron zu Leibe, der ohne Zweifel so viel Geld besitzt, daß er mir mein Geheimniß abkaufen kann. Hier Geld hier Waare; nicht anders. Credit kann ich nicht gewähren. Drei Geschäfte sind also im Gange: Lisbeth, Melanie und der Baron. Den nächsten Sommer bin ich Rentier, ich lebe von Zinsen. Der Gerichtsamtmann, der ohne Zweifel glaubt, ich werde zu Kreuze kriechen und de- und wehmüthig um den elenden Schreiberposten bitten, wie leider schon ein Mal, der gestrenge Herr mag warten bis ans jüngste Gericht. Nicht als Schreiber werde ich ihm unter die Augen treten, sondern als Rentier.

Hardt erreichte sein Hotel, den Birkhahn. Er betrat das Gastzimmer, in dem sich einige Bauern befanden.

„Sie kommen spät heim, Herr Gerichtsschreiber!“ rief Veit, der Wirth.

„Geschäfte, Geschäfte, Freund! Ein Agent muß früh und spät auf den Beinen sein, darf sich die längsten Wege nicht verdrießen lassen.“

„Hier ist ein Brief angekommen.“

„Ein Brief?“

„An den Herrn Gerichtsschreiber.“

„Wer brachte ihn?“

„Ein Arbeiter aus Sildorf.“

Hardt erbrach lächelnd den Brief und las. Die Bauern, die großen Respect vor dem gelehrten Schreiber hatten, beobachteten ihn.

„Ist der Bote fort?“ fragte er.

„Nein, da ist er noch.“

Ein armer Bauer kam hinter dem Tische vor.

„Ich soll Antwort bringen, Herr!“ sagte er schüchtern.

„Gut. Fräulein Lisbeth Geyer kann mich zu morgen früh erwarten. Punkt zehn Uhr werde ich in dem Försterhause sein. Ich lasse dem Fräulein die schönsten Grüße vermelden.“

Der Bote entfernte sich.

„Nun, Herr Wirth, tragen Sie mir ein gutes Essen auf. Habe mich heute schon wacker abgeplagt.“

„Wein, Herr Gerichtsschreiber?“

„Eine Halbe, nicht mehr."

Hardt setzte sich an den gedeckten Tisch und speiste mit großem Appetite.

„Das ist ein Teufelskerl!" flüsterte ein Bauer dem andern zu. „Diesen Morgen habe ich ihn nach dem schönen Hause gehen sehen, das die vornehme Dame bewohnt... nun soll er auch zu der reichen Försterstochter kommen!"

Dreizehntes Capitel.

Hardt hatte eine lange Unterredung mit Lisbeth gehabt. Dann zog sie ihn ans Fenster und deutete auf den Garten.

„Sehen Sie den Herrn, der dort spazieren geht?"

„Ja."

„Er ist der Baron von Frankenstein, der widerrechtlich mein Document besitzt. Wie er dazu gekommen, mag der liebe Himmel wissen."

„Wo bewahrt er das Papier auf?"

„In seinem Taschenbuche, das er stets auf der Brust trägt. Es ist unzweifelhaft, daß er es entwendet hat ..."

„Darum können wir nehmen, was ihm nicht gebührt. Ich bringe Ihnen das ganze Buch. Sorgen Sie dafür, daß er fest schläft; ich sorge für das Uebrige."

Der Baron schoß mit seiner Windbüchse einen Raben,

der auf dem Zweige eines Baumes saß. Das Thier fiel prasselnd zu Boden.

„Gut," murmelte Hardt; „der Mann schießt nicht übel. Wenn er mich nun zum Ziele wählte?"

„In seinem Schlafcabinet befindet sich kein Gewehr. Den Waffenschrank meines Vaters werde ich verschließen. Aengstigen Sie sich nicht . . . der Schlaf des Barons soll so fest sein, daß Sie ungestört die Kleider durchsuchen können, auch das Bett, wenn es nöthig ist."

„Und das Geld, Fräulein Lisbeth?"

„Erhalten Sie sofort gegen Abgabe des Taschenbuchs. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie den Baron durch List zur Rückgabe dessen zwingen, was von Rechts wegen mir gebührt. Mein Vater ist nicht immer vorsichtig gewesen, er hat sich betrügen lassen."

„Und der Herr Baron ist ihr Vetter?"

„Leider ist er es!" antwortete die Schöne seufzend. „Sobald die Erbschaftsangelegenheit geordnet sein wird, halte ich mich fern von ihm. Nun gehen Sie, mein lieber Hardt; zur bestimmten Stunde, an dem festgesetzten Tage, finden Sie sich hier ein. Von Verschwiegenheit spreche ich nicht mehr, sie versteht sich von selbst. Ich erwarte den Vetter zum Frühstück."

Der Schreiber schlich aus dem Hause.

„Ich bin ein wahres Glückskind!" dachte er lächelnd, während er um den Teich ging. „Nun kenne ich auch den Baron von Frankenstein. Ist es doch, als ob mir der Mann entgegengelaufen wäre und sagte: Hardt, warne mich vor dem wahnsinnigen Vater Hannes, der mich erschießen will. Das ist ein Fingerzeig von oben; ich werde ihn benutzen. Da der gute Baron ein Vetter Lisbeth's ist, muß er erben, und wer erbt, hat Geld, folglich kann der Baron bezahlen. Hieraus folgt wieder, daß mein Geschäft mit ihm gut werden muß. Zuvor jedoch will ich ihm das Taschenbuch abnehmen, damit Lisbeth zahlen muß. Was ist's denn weiter? Man kann ein Buch schon verlegen, verlieren und nicht wieder finden ... hin ist hin. Ich bin das Messer, Lisbeth ist die Hand ... sie mag es verantworten, wenn es nöthig werden sollte."

Wohlgemuth durchschritt er den Wald, bis er an das Försterhäuschen kam. Es war indeß Mittag geworden. Als der Schreiber durch das Fenster sah, saß Valentin, der Jäger, am Tische, gemüthlich speisend.

„Herein, Hardt, kannst mein Gast sein!" rief der Bärtige. „Mein Förster hat mir gesagt, daß ich Dir dann und wann eine Mahlzeit verabreichen solle. Ich habe heute reichlich gekocht."

Der Schreiber trat in das Stübchen, grüßte und nahm die Einladung an.

„Recht so!“ rief Valentin. „In Gesellschaft schmeckt es besser. Habe gestern und vorgestern auf Dich gewartet. Magst wohl fettere Bissen gespeist haben . . .“

„Nein,“ antwortete Hardt traurig. „Ein abgesetzter Schreiber kann nicht schwelgen. Ich habe kaum die Mittel, das Obdach zu bezahlen. Wie es werden soll, wenn mein Beutel leer ist, weiß ich nicht.“

„Magst wohl selbst Schuld daran sein, daß Dich der Gerichtsamtmann entlassen hat, so Knall und Fall . . . hast gewiß wieder viel geschwatzt. Na, schlage Dich nur durch; wenn mein Herr zurückkommt, will er die Geschichte ins Gleiche bringen. Das hat er gesagt. Ein geschickter Kerl bist Du, das muß Dir der Neid lassen. Könnte ich rechnen und schreiben wie Du, ich wäre heute Oberförster. Auf das Wohl meines Herrn!“

„Das er ein glänzendes Examen machen möge!“

Beide stießen an. Der Wein mundete. Valentin holte eine zweite Flasche. Hardt trank nur mäßig, der Schlaue überließ den größten Theil des Getränkes dem Jäger, der nach und nach in Feuer gerieth. Die Mahlzeit ward ausgedehnt, auch das Gespräch.

„Freund, wie steht's mit Lisbeth?“ fragte der Schreiber, sich über den Tisch neigend.

„Die Geschichte ist aus, rein aus!" murmelte Valentin. „Wir ziehen nicht nach Sildorf."

„Ihr bleibt doch nicht hier?"

„Nein."

„Wohin denn?"

„Weiß nicht. Vielleicht bleibt Georg gar nicht Förster. Höher hinaus, immer höher! Er heirathet eine steinreiche Frau und wird Rentier. Ich bleibe natürlich bei ihm . . . Wetter, Freund, da fällt mir Etwas ein. Reiche Leute haben gewöhnlich einen Secretär . . . Du könntest Georg's Secretär werden. Dann wären wir Alle hübsch beisammen."

Der gewandte Hardt entlockte dem vom Weine erhitzten Jäger das Geheimniß des Försters. Valentin, ein gutmüthiger, grundehrlicher Mensch, entwickelte einen Plan für die Zukunft, der allen Betheiligten das höchste Glück bringen sollte. Sein Redefluß ward durch ein Klopfen gehemmt, das sich am Fenster vernehmen ließ. Beide Männer wandten sich. Sie sahen den Postboten, der einen Brief emporhielt. Hardt, der zunächst dem Fenster saß, öffnete. „An den Jäger Valentin" rief der Bote.

„Von meinem Förster!"

„Richtig, aus der Residenz. Ich erkenne auch die Handschrift des Försters."

Man fertigte den Boten ab, reichte ihm ein Glas Wein und schloß das Fenster. Valentin wollte lesen.

„Wetter," brummte er ärgerlich, „die Buchstaben tanzen mir vor den Augen. Da habe ich in meiner Herzensfreude wirklich ein Glas zu viel getrunken. Lies mir den Brief vor, Hardt; Du bist ja mein Freund und hast den Förster lieb . . . kannst wohl Alles wissen, was auf dem Papiere steht."

Er gab den Brief dem Schreiber.

„Es sind nur wenige Zeilen!" rief dieser. „Aber in dem Couvert steckt noch ein zweiter Brief... „An Frau Melanie Gerhardt!"

„Lies in des Teufels Namen!"

Und der Schreiber las:

„Mein treuer Valentin! Daß Du gewissenhaft Deine Pflicht erfüllt hast, setze ich nicht in Zweifel; aber ich ermahne Dich, sei wacker auf der Hut und laß das Landhaus nicht aus den Augen. Mit dem Examen geht es so gut, wie es nur gehen kann. Ich bin mit mir zufrieden. Beiliegenden Brief überbringe auf der Stelle meiner Melanie. Lege ihn selbst in ihre Hand, das schärfe ich Dir ein. Dein Freund Georg."

„Wetter, nun muß ich fort!"

Valentin zog den Jägerrock an, holte die neue Dienstmütze aus dem Schranke, gürtete den Hirschfänger um

den Leib und warf die Büchse über die Schulter. Den Brief wickelte er vorsichtig in das Taschentuch.

„Brennt's denn?“ fragte Hardt.

„Nein; ich befolge nur den Befehl meines Herrn. Nun werde ich auch die Braut einmal sehen.“

Beide verließen das Haus, das der Jäger verschloß, nachdem er die Hunde auf den Flur gelassen hatte. Ein großes schlankes Thier blieb in dem Wohnzimmer zurück. Nun war die einsame Försterwohnung vor Dieben gesichert. An dem Kreuzwege trennten sich die Männer; Hardt ging nach dem Dorfe, Valentin schlug den Weg nach dem Landhause ein. Er ging langsam, um sich abzukühlen. Als er die Glocke an dem Gitter zog, war der Rausch einigermaßen verflogen. Friedrich, der alte Bediente, öffnete.

„Wohin?“ fragte er mürrisch.

„Zu Madame Gerhardt. Ich habe einen Brief zu überbringen.“

„Geben Sie, ich werde ihn besorgen. Nur rasch es ist kalt.“

„Gehen Sie nur in Ihre Bedientenstube, Grobian, ich werde meinen Auftrage selbst besorgen, brauche keinen Bedienten.“

„Wer sind sie denn?“ fragte Friedrich, seinen Groll verbergend.

Valentin antwortete nicht; er schritt stolz durch den Garten dem Hause zu, dessen Thür geöffnet war. Martha, die den Jäger durch das Fenster gesehen, kam ihm entgegen und führte ihn in das Boudoir, wo Melanie ihn gespannt erwartete. Valentin starrte erstaunt die reizende Witwe an. Er sah sie zum ersten Male in der Nähe. So hatte er sie sich nicht gedacht. Das Porträt blieb weit hinter dem Originale zurück.

„Hier ist ein Brief, Madame!"

Das Wort „Madame" wollte ihm nicht recht über die Lippen.

„Ein Brief von meinem Herrn!" fügte er rasch hinzu, als er die Aengstlichkeit und Verwirrung der jungen Dame bemerkte. „Ich soll ihn auf der Stelle abgeben... er ist soeben angekommen. Nehmen Sie doch, liebe ... Madame!"

Melanie hatte zitternd den Brief genommen. Sie las ihn, nachdem sie an das Fenster getreten war. Die Wirthschafterin stand beobachtend ihr zur Seite. Melanie's Gesichtsausdruck verrieth, daß der Brief, nur angenehmes enthielt. Ihre Augen füllten sich mit Thränen der Freude. Doch plötzlich ward sie ernst ... sie erschrak.

„Martha!" rief sie.

„Was gibts denn?"

„Georg vermuthet aus triftigen Gründen, daß der Baron sich in unserer Gegend aufhalte. Ein starrer Wechselgläubiger verfolge ihn . . . es sei wahrscheinlich, daß der Flüchtige von mir Geld erpressen werde, da der alte Baron im Schuldgefängnisse sitze. Alphons habe sich kaum retten können; er sei mit dem Pferde eines befreundeten Edelmannes entwichen. Aber ich solle nur dem Jäger Valentin vertrauen und mit ihm Rücksprache nehmen."

„Das können Sie!" sagte Valentin, der die Witwe je mehr bewunderte, je länger er sie sah und sprechen hörte. „Mit dem Baron will ich schon fertig werden. Er mag nur kommen. Geld erpressen von einer schwachen Dame . . . ei seht doch, das muß ein sauberer Baron sein."

Melanie wollte dem Jäger einen reichen Botenlohn in die Hand drücken.

„O," rief er zurücktretend, „so ist das nicht gemeint! Ich stehe im Dienste meines Herrn, der mich bezahlt. Sie können mir eine Jagdtasche voll Thaler bieten, ich würde sie nicht annehmen. Legen Sie Ihr Geld wieder in den Kasten, ich bin darum doch Valentin, der über die Braut seines jungen Herrn wacht. Werden Sie nur nicht roth," fügte er mit der ihm eigenen Freimüthigkeit hinzu, „Georg hat vor mir keine Geheimnisse, er hat mir

in der Freude seines Herzens Alles gesagt, ehe er abreiste. Und ich mußte wohl es wissen, damit ich mich einrichten konnte. So lange der Förster fort ist, bin ich immer um Ihr Landhaus patrouillirt, ohne daß Sie es wissen. Sie können ganz ruhig schlafen. Ich halte Ordnung in meinem Reviere. Sie sind eben so sicher wie die Rehe. Die Wilddiebe kennen mich schon, und der Baron soll mich kennen lernen."

„Sie sind ein braver Mann," rief Martha, „brav und treu wie Ihr junger Herr!"

„Ja, auf Georg kann man sich verlassen. Ein Wort von ihm ist so wie ein Eid."

„Auch ein schöner, stattlicher Mann ist er!" fügte die Wirthschafterin hinzu.

„Wetter, das will ich meinen! Sieht er doch aus wie ein Jägerofficier. Das wissen die Mädchen in der Gegend auch."

„So!"

„Aber er kümmert sich nicht darum. Da ist die Lisbeth Geyer, die hätte ihn gern gehabt. Lisbeth ist schön und reich ... Georg mag sie nicht leiden, da läßt er sie laufen. Die mag schöne Gesichter schneiden, wenn sie erfährt ... Wetter, was schwatze ich denn da!"

„O, Sie können uns alles sagen," bemerkte Martha. „Wir wissen, wie wir mit dem Herrn Förster daran sind. Also Lisbeth Geyer heißt die Dame ..."

„Georg ist ihr stets ausgewichen ... Er will sie nun einmal nicht, und damit gut. Früher habe ich ihm zugeredet ... jetzt lasse ich es bleiben. Die Lisbeth kann sich in Gottes Namen einen andern Mann suchen, den Förster bekommt sie nicht. Der spricht nur von seiner ... Wetter, Madame, ich schwatze heute viel zu viel ... aber ich glaube, es ist gut, daß Sie es wissen ... wenn Sie nun einmal von einem Andern hören ... Georg kann die Lisbeth nicht leiden, er spricht nicht gern mit ihr. Der Gerichtsamtmann möchte gern, daß sein Sohn die reiche Partie macht, denn der alte Förster Geyer hat seiner Tochter viel Geld hinterlassen ... Georg hat sich immer gesträubt, und jetzt sträubt er sich erst recht. Aber, Madame, ich habe Nichts gesagt ... ich wollte nur, daß Sie sich überzeugt halten können ... Wetter, ich hätte doch nicht schwatzen sollen! Werde nie wieder mit dem Gerichtsschreiber Wein trinken."

Martha tröstete ihn und erfuhr bei dieser Gelegenheit das ganze Verhältniß Georg's zu Lisbeth. Valentin ging in seinem Eifer so weit, daß er die Försterstochter rasend verliebt nannte. Seinen Herrn stellte er natürlich in das hellste Licht. Melanie erhielt abermals den Beweis, daß sie innig von Georg geliebt ward. Die Zudringlichkeit des Barons war ihr aus dem Birkhahn bekannt, wo er den ersten Gewaltstreich auszuführen gesucht. Man be-

sprach nun die Sicherheitsmaßregeln. Valentin forderte, daß man sogleich nach ihm schicke, im Falle er nicht zur Stelle sein sollte, wenn es nöthig. Man solle aber den alten Bedienten nicht zum Boten wählen, dem, wie Georg gesagt, nicht zu trauen sei. Er, Valentin, theile dieses Mißtrauen in den alten mürrischen Mann. Der Jäger erhielt einen Schlüssel, daß er zu jeder Zeit das Landhaus betreten konnte. Dann entfernte er sich mit dem kräftig ausgedrückten Versprechen, daß er sein Revier sorgfältig begehen wolle.

Der Brief Georg's an Melanie war in den zärtlichsten Worten geschrieben, es fehlten selbst poetische Phrasen nicht, welche die liebende Witwe mit Entzücken erfüllten. Martha pries den Förster als einen musterhaften Mann, der eine reiche und schöne Frau verdiene. Das Gespräch kam natürlich auch auf jene Lisbeth, die, wie Valentin gesagt, nach dem Förster angele. Melanie erinnerte sich, eine Dame in der Kirche gesehen zu haben, die ihr aufgefallen. Sie beschrieb sie ihrer alten Freundin als eine strahlende Schönheit. Martha lächelte mitleidig, als wollte sie sagen: mit Ihnen kann diese Landschönheit nicht rivalisiren. Die Nachricht hatte doch einen Funken von Eifersucht in Melanie's Herz geworfen, und mit der Eifersucht erwachten die Befürchtungen von Neuem, die durch die unglücklichen Verhältnisse angeregt waren

„Ich befinde mich in einer seltsamen Lage!“ sagte Melanie seufzend. Ebensowenig wie ich weiß, wie ich in diese Lage gekommen, ist es mir möglich ein Mittel zu finden, welches Licht in das mich umgebende Dunkel bringt. Und ich möchte doch so gern handeln, möchte den Leuten zeigen, daß ich einen Willen habe. Aber ich bin zur Unthätigkeit verurtheilt, kann nicht einmal dem Manne, den ich liebe, Aufklärung über meine Herkunft geben. Herr Gerhardt hat es stets gut mit mir gemeint, ich erkenne das an; aber ich würde seiner doch freudiger gedenken können, wenn er vor seinem Tode Alles geordnet hätte.“

„Es ist ihm wohl nicht möglich gewesen!“ meinte Martha. „Der Tod hat ihn überrascht. Von seinem guten Willen müssen Sie überzeugt sein, wenn Sie bedenken, daß er sich krank zu der Reise entschlossen, von der er nicht zurückgekehrt ist. Die Dinge sind nun einmal wie sie sind . . . ergeben wir uns in Geduld. Ich habe die beste Hoffnung, weil ich den seligen Herrn genau gekannt.“

So blieb es vorläufig in dem Landhause. Wären die Briefe Georg's so regelmäßig gekommen, als verabredet war, Melanie würde vielleicht ganz ruhig gewesen sein; aber ein unbestimmtes Bangen peinigte sie stets, sie wähnte, Georg könne sie nicht für so schuldlos an den Wirren halten, wie sie doch wirklich war. Sie würde

ein großes Opfer gebracht haben, um Gewißheit über ihre Herkunft zu erhalten. Leider blieb ihr kein Mittel, den Verdacht zu entkräften, als das Vertrauen in die Rechtlichkeit ihres Wohlthäters.

Vierzehntes Capitel.

Georg wohnte in einem Hotel zweiten Ranges der Residenz. Er wollte einigen Studiengenossen, die mit ihm zugleich examinirt wurden, nicht nachstehen und seinem Range als landesherrlicher Förster, der Carriére zu machen beabsichtigt, gemäß leben. Der Umgang mit den heiteren Freunden wirkte wohlthätig auf seine Gemüthsstimmung. Die freien Stunden verbrachte er in ihrer Gesellschaft.

Dem Hotel gegenüber lag ein großes Haus, dessen altmodische und schwerfällige Bauart mit den Nachbargebäuden einen auffälligen Contrast bildete. Georg konnte es aus dem Fenster seines Zimmers übersehen. Die Fenster des Parterre waren Tag und Nacht durch schwere Läden verschlossen; vor denen der beiden Stockwerke befanden sich Vorhänge von grauer Leinwand, die nie geöffnet wurden. Das seltsame Haus war offenbar nicht

bewohnt. Still lag es in der lebhaften Straße, ein unnützer Steinkoloß, der des Abbrechens harrt. Diesen Eindruck machte es auf Georg, wenn er das alte, schwere Frontispice mit den unbeholfenen Steinfiguren und Drachenköpfen betrachtete. Vor langer Zeit mußte das Haus zu den schönsten der Stadt gezählt haben.

Eines Abends betrat der Förster spät sein Zimmer. Er war aufgeregt, fühlte kein Bedürfniß nach Schlaf. Melanie's gedenkend, der er bereits zwei Briefe übersandt, lag er im Fenster. Das Haus gegenüber, hell vom Mondenlicht beschienen, erregte seine Aufmerksamkeit. Der Schnee auf dem Dache flimmerte. Einzelne der Figuren nahmen in dem ungewissen Lichte riesige Dimensionen an, deren Schatten auf dem weißen Dache sich abzeichneten. Auf den Simsen lagen hohe Schneehaufen. Warum war das große geräumige Haus nicht bewohnt? Wer war der Besitzer desselben? Warum verwerthete man das Grundstück nicht, das inmitten einer volkreichen Stadt lag? Georg, der sich an dem Beschauen des romantischen Gebäudes weidete, beschloß Erkundigungen einzuziehen. Er schrieb einige Verse nieder, die den Eindruck wiedergaben, den das Haus, vom Mondenlichte übergossen, auf ihn ausgeübt. Um Mitternacht ging er zu Bett. Am folgenden Morgen kam der alte Kellner, der ihn bediente.

„Freund," fragte Georg, „wem gehört das Haus da drüben?"

„Ja, Herr Förster, wem es jetzt gehört, kann ich Ihnen nicht sagen; aber daß es einem Herrn Gerhardt gehört hat . . ."

„Gerhardt?" fuhr Georg auf.

„Einem alten wunderlichen Kauze," fuhr der Kellner fort, „der sich gern mit den Gästen unterhielt. Im vorigen Herbste ist er auf einer Reise gestorben. Nun soll das Haus verkauft werden, aber es findet sich kein Käufer. Das ist eine seltsame Geschichte. Schade um das Gebäude, das von außen zwar altmodisch ist, inwendig aber fürstlich eingerichtet sein soll. Nun mögen wohl die Spinnen und die Mäuse ihr Wesen darin treiben."

„Warum ist das Haus schwer zu verkaufen?"

„Ich weiß es nicht. Einige meinen, man fordere einen zu hohen Preis; Andere wieder, es müsse erst ein Proceß entschieden werden . . . Neulich erzählten sich Gäste an der table d'hôte, der alte Gerhardt habe sich mit seiner Pflegetochter trauen lassen, und diese Pflegetochter sei eigentlich seine rechte Tochter . . . man spricht sehr viel über den alten Gerhardt, der ein großes Vermögen hinterlassen haben soll. Der Baron von Frankenstein, der bei uns speist oder vielmehr gespeist hat, denn jetzt sitzt er im Schuldgefängnisse, ist der Schwager des Verstorbenen.

Er mag wohl Nichts geerbt haben. Sein Sohn, der ebenfalls gefaßt werden sollte, hat das Weite gesucht. Aber was ist Das? Die Jalousien im ersten Stocke sind geöffnet! Und nun erscheint eine Dame am Fenster ..."

Georg sah nach dem Hause hinüber. Es war wirklich, wie der Kellner gesagt hatte. Da stand auch die Dame am Fenster im weißen Morgennégligé. Sie sah sinnend in die Straße hinab, in der das Geschäftsleben des Tages sich zu regen begann. Die Gardine bedeckte einen Theil ihres Gesichts. Nach einigen Minuten trat sie zurück. Georg entließ den redseligen Kellner, der seiner Verwunderung Luft machen wollte.

„Melanie soll die Tochter Gerhardt's sein!" murmelte er vor sich hin. „Dies Gerücht hat wohl der böswillige Baron ausgesprengt, um der Erbin zu schaden. Nun begreife ich, warum die Witwe auf dem Lande, fern von der Stadt leben soll. Der flüchtige Sohn des Wechselgefangenen wird ohne Zweifel nach Bornau gereist sein, um von Melanie Geld zu erpressen. Eine Warnung kann nicht schaden."

Er schrieb einen Brief an Valentin und einen zweiten an Melanie, den er sofort zur Post sandte. Wir wissen, daß die beiden Briefe an die Adressen gelangt sind.

Die Dame in dem Hause gegenüber war für den Förster von Interesse. Er verbarg sich hinter der Gar-

dine und begann zu beobachten. Vier Fenster des Hauses, in dem Melanie ihre Jugendzeit verlebt, waren von den Jalousien frei gemacht. Demnach mußten einige Zimmer bewohnt sein. Es dauerte lange, ehe die Dame sich wieder zeigte. Plötzlich erschien sie in voller Toilette. Sie öffnete einen Flügel des Fensters. Als ob sie nach einer P rson sehen wollte, die sie erwartete, neigte sie sich über die Brüstung.

„Miß Douglas!" rief Georg überrascht.

Er kannte ja die Dame, hatte sie oft auf einsamen Spaziergängen im Forste gesehen.

Und es war Julia Douglas, die Tochter jenes Briten, der seinem Testamente die echt britische Clausel beigefügt hatte. Julia, die längst die Fünfzig überschritten, deren Haar bereits ergraut war, gab ihr immer noch interessantes Gesicht der frischen Morgenluft preis, so daß der lauschende Förster es genau beobachten konnte. Sie war in schwarze Seide gekleidet. Das Haupt schmückte ein weißes Matronenhäubchen mit farbigen Blumen und Bändern. Von Zeit zu Zeit brachte sie ein Lorgnon an die Augen, um die Straße entlang zu sehen.

Wir wissen, daß Georg Zeuge des Abschieds der Dame von Melanie in dem Landhause gewesen ...

„Sie reiste so plötzlich ab," dachte er; „ihre Entfernung glich fast einer Flucht ... wie sie sagte, zweifelte

sie daran, daß sie je diese Gegend wieder betreten würde... und nun finde ich sie in dem geheimnißvollen Hause. Vielleicht hat sie es gekauft. Die Verwirrung der Dinge wird immer größer. Und Melanie, die arme Melanie kann Nichts thun, sie muß ruhig zusehen, muß die abscheulichsten Gerüchte über sich verbreiten lassen."

Julia Douglas war zurückgetreten und schloß hastig das Fenster.

Georg sah in die Straße hinab.

Ein Herr im Pelze zog die Glocke an der Thür des Hauses Gerhardt's. Auch diesen Herrn erkannte Georg ... es war der Justizrath Witte, derselbe, der sich als den Testamentsvollstrecker Gerhardt's gezeigt hatte.

Derselbe alte Diener, den man in dem Landhause so lange gesehen, öffnete, ließ den Juristen eintreten und schloß die Thür wieder. Nun war Alles ruhig. Die Morgensonne machte die Fenster blitzen, hinter denen vielleicht wichtige Verhandlungen gepflogen wurden.

Der Förster ging seinen Geschäften nach. Der Tag verfloß. Abends brachte ihm der Postbote einen Brief von Melanie. Wir brauchen wohl den Inhalt dieses Briefes nicht näher zu bezeichnen. Georg war entzückt, er drückte das Papier an seine Lippen.

„Mein Gott," rief er aus, „wenn mir diese Perle entrissen würde! Mag Melanie arm, ganz arm sein,

bleibt nur ihre Ehre makellos, so bin ich glücklich. Hat sie zu einer Intrigue die Hand geboten, so ist es ohne ihr Wissen geschehen. Der Reichthum ist mir Nichts ... Melanie als bescheidene Hausfrau in einer Försterwohnung geht mir über die vornehme Dame, die mit Tausenden um sich wirft.

Er verbrachte schlaflos die Nacht. Bittere Zweifel quälten ihn, der eine Heilige anbetete, eine Heilige heimführen wollte.

„Warum soll ich mir nicht Gewißheit verschaffen?“ rief er aus. „Ist sie mir geworden, kann ich den Verleumdern Melanie's entgegentreten. Das ist meine Pflicht. Soll ich ruhig zuhören, wie man den guten Ruf der Geliebten vernichtet? Die reiche Erbin hat Feinde und Neider, die zu übermüthig werden, wenn ihnen nicht Halt geboten wird. Ich wende mich freimüthig an den Justizrath, der ein braver Mann zu sein scheint.“

Es war Sonntag. Dem Examinanden blieb Zeit zu Privatgeschäften. Er machte früh Toilette. Die Wohnung des Justizraths war leicht zu erfragen, den ersten Juristen der Stadt kannte Jedermann. Als die Glocken zur Kirche riefen, stand der Förster in dem Vorzimmer des Rechtsanwalts. Ein junger Schreiber hatte sich entfernt, um die Anmeldung zu besorgen. Georg ward ohne Schwierigkeiten vorgelassen.

Der Justizrath empfing ihn ernst und gemessen.

„Herr Georg Bärwald?“ fragte er.

„Förster aus Bornau.“

„Ihr Vater ist der Gerichtsamtmann Bärwald?“

„Derselbe. Sie haben mit ihm in amtlichem Verkehr gestanden, als Sie die Erbschaftsangelegenheit der Witwe Gerhardt ordneten.“

„Ganz recht. Und Sie, Herr Förster, sind als Zeuge bei der Trauung verzeichnet, die Nachts im Birkhahn stattgefunden.“

„Eben diese Zeugenschaft führt mich zu Ihnen.“

Der Justizrath bot dem Gaste einen Stuhl an. Beide Männer saßen sich einander gegenüber.

„Mein Herr, begann der Förster, ich habe auf Veranlassung des Pfarrers Cornelius, den die Gemeinde hoch achtet und liebt, als Zeuge bei der seltsamen Trauung fungirt. Weder der Bräutigam noch die Braut war mir bekannt. Trotzdem wollte ich die Ceremonie nicht verhindern, zumal da die höchste Eile geboten erschien. Die Aufforderung des Pfarrers genügte, um die Rechtmäßigkeit der Verbindung mir darzuthun. Ich bin landesherrlicher Beamter, will noch Carrière machen ... das Vertrauen meiner Vorgesetzten muß ich mir zu erhalten suchen. Ich befinde mich in der Stadt, um das letzte Examen abzulegen ... Sie werden meine Bestürzung

ermessen, als ich höre, Herr Gerhardt hat sich mit seiner Tochter trauen lassen ... Liegt der Verdacht nicht nahe, daß ich die Hand zur Vollziehung einer Ceremonie geboten durch die man einen unerlaubten Zweck erreichen will?"

„Sie haben Recht!" rief der Justizrath, der seine Ruhe nicht verlor. „Und nun wollen Sie von mir erfahren ...."

„Der Testamentsvollstrecker des Verstorbenen allein kann Auskunft geben. Ich bitte Sie darum."

„Auch mir ist das Gerücht zu Ohren gekommen."

„Ist es wahr oder falsch?"

Der Jurist zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht."

„Sie wissen es nicht, mein Herr?"

„Melanie galt für die Pflegetochter Gerhardt's."

„Sie galt dafür."

„Mehr weiß ich nicht. Laut Testament ist die Witwe Gerhardt Universalerbin des Vermögens, das ich verwalte. Die Untersuchung wird wohl Licht in die Sache bringen."

„Ist eine Untersuchung eingeleitet?"

„Es wird geschehen. Der Baron von Frankenstein, der Schwager Gerhardt's, hat damit gedroht, wenn ihm nicht eine namhafte Summe gezahlt wird."

Und was gedenken Sie zu thun?"

„Ich weiß es noch nicht."

Georg's Bestürzung läßt sich kaum beschreiben.

„Mein Herr," fuhr der Rechtsanwalt fort, „Sie sind einfach der Aufforderung des Pfarrers nachgekommen, indem Sie der Ceremonie beiwohnten, die also nach den vorgeschriebenen Regeln vollzogen. Ich weiß kein Gesetz, das den Zeugen verpflichtet, sich über die Verhältnisse des Brautpaares zuvor zu unterrichten. Sie bezeugen nöthigenfalls, daß Gerhardt und Melanie Seefeldt getraut sind . . . die Verantwortlichkeit hat der Pfarrer zu tragen, nicht Sie. Beruhigen Sie sich und lassen Sie Ihre Bedenken schwinden . . . ich setze nämlich voraus, daß Sie andere Gründe nicht haben . . ."

Der Förster fühlte, daß seine Wangen brannten, als der Justizrath ihn bei diesen Worten forschend ansah.

„Sie glauben also," fragte er, „daß mir im schlimmsten Falle kein Nachtheil erwachsen könne?"

„Ich wüßte keinen."

„Das beruhigt mich!" rief Georg, trotzdem sein Herz gewaltig klopfte.

„Stellt sich bei der Untersuchung heraus, daß man die Zeugen durch Bestechung gewonnen und bezahlt hat, dann freilich ließe sich eine Absicht erkennen und ein

strafbarer Zweck herleiten. Sie werden von der Witwe Gerhardt kein Geld empfangen haben . . . daß Sie dem würdigen Pfarrer eine Gefälligkeit geleistet, ist kein Verbrechen. Nach meinem Dafürhalten haben Sie durchaus Nichts zu fürchten, wenn der Baron die angedrohte Untersuchung beantragen sollte. Bis heute, so viel weiß ich gewiß, ist dem Staatsanwalte eine Anzeige nicht zugekommen. Ich werde übrigens Alles aufbieten, um einem Eclat vorzubeugen, der auf die junge Witwe ein trübes Licht werfen müßte, da man über ihre Abkunft Wenig oder Nichts weiß. Herr Gerhardt hat unbegreiflicherweise diese Angelegenheit stets sehr geheimnißvoll behandelt."

Die Unterredung war zu Ende. Georg grüßte und verließ das Haus des Rechtsanwalts, dem er seine Liebe zu Melanie doch nicht anvertrauen durfte. Auch mußte er den neuen Sturm beschwichtigen, der sich in seiner Brust erhoben. Der Justizrath hatte von Geld gesprochen, und er, Georg, hatte eine bedeutende Summe empfangen, die ihm Melanie mit freundlicher Gewalt aufgedrängt. Es war dies zwar eine eigentliche Bestechung nicht; konnte er aber, wenn es gefordert wurde, mit gutem Gewissen beschwören, eine Summe von der Witwe nicht erhalten zu haben? Daß er überhaupt Geld angenommen, mußte seine Ehre kränken. Und nun die

Ungewißheit über Melanie's Herkunft, die selbst den Rechtsanwalt mit Zweifeln erfüllte . . . Georg eilte mit schwerem Herzen durch die Straßen der Stadt. Ein Anderer würde die ganze Angelegenheit nicht so ernst genommen haben . . . der redliche Georg zitterte bei dem Gedanken, einer Frau die Hand zu reichen, die sich ein Vermögen erschlichen hatte. Wer die öffentliche Meinung betrügt, so folgerte er, betrügt auch den Mann. Und wie harmlos, wie großherzig hatte sie ihm das Geld aufzudrängen gewußt Melanie mußte Virtuosin in der Kunst der Verstellung sein. Und doch liebte er sie, diese Virtuosin, doch flüsterte eine Stimme zu ihren Gunsten, daß sie schuldlos sei, daß die väterliche Liebe allein den Schritt gethan, den die Welt und das Gesetz verdammt."

Georg betrat sein Zimmer.

Er fand einen Brief von Melanie vor. Wie wahr und rührend schilderte sie ihre Sehnsucht nach dem Geliebten, wie dringend bat sie ihn, nicht einen Augenblick länger in der Stadt zu bleiben als nöthig.

„Fürchtet sie," fragte der Argwohn Georg's, „daß ich Dinge erfahre, die ich nicht wissen darf? Mein Aufenthalt in der Stadt ist gefährlich."

Der Förster konnte sich nicht entschließen, den Brief auf der Stelle zu beantworten, wie er versprochen hatte. Er überlegte lange. Sollte er der Witwe offen und

ehrlich die Wahrheit schreiben? Sollte er ihr die Wirkung schildern, die das Gespräch mit dem Justizrathe auf ihn ausgeübt? Sollte er sie beschwören, ein offenes Geständnis abzulegen? Schon ergriff er die Feder, da flüsterte die Stimme wieder: sei nicht voreilig, Du könntest die schuldlose Melanie kränken.

„Mein Gott,' rief Georg aus, das Papier bei Seite schiebend, „ich möchte ja gern das Beste von ihr glauben! Aber der Rechtsanwalt will den Eclat vermeiden, der ein trübes Licht auf die junge Witwe werfen muß. Das waren die Worte des ernsten, bedächtigen Mannes. Und er, der Rechtsanwalt, muß für seine Clientin sorgen."

Der Besuch zweier Freunde riß ihn aus seinem Nachsinnen. Das heitere Gespräch konnte ihn jedoch nicht zerstreuen. Die Zeit zur table d'hôte kam. Die jungen Leute gingen in den Speisesaal hinab. Einige Officiere der Garnison standen am Fenster und betrachteten das gegenüberliegende Haus.

„Ach," rief ein junger Lieutenant, „das alte Castell ist bewohnt! Die Fenster des ersten Stocks sind nicht mehr bedeckt."

Es bildeten sich Gruppen an den Fenstern des Speisesaales, die nach der Straße hinausgingen.

„Schade, daß der Baron von Frankenstein nicht hier ist!“ rief ein hellblonder Premierlieutenant.

Einige der Gäste brachen in lautes Lachen aus.

„Was kümmert ihn das Haus seines Onkels, der Nichts von ihm wissen wollte?“

„Ah, eine Dame erscheint am Fenster!“

„Eine Alte mit der Flügelhaube!“

„Wie sie sich herausgeputzt hat!“

„Sie muß vor einem Vierteljahrhundert nicht übel gewesen sein.“

„Wie sentimental sie in die Straße hinabsieht.“

„Vielleicht erwartet sie den Baron.“

„Dann mag sie zuvor seine Schulden bezahlen!“

Man lachte wiederum.

„Wohin mag die reizende Pflegetochter des alten Gerhardt gekommen sein,“ fragte ein Fähnrich von der Artillerie.

„Sie ist spurlos verschwunden.“

„Vielleicht um den Bewerbungen des schönen Alphons zu entgehen, der seine Gläubiger auf die Heirath vertröstet hat. Aerger hat sich wohl nie ein Mensch verrechnet als dieser Alphons. Der alte Baron büßt den error in calculo im Schuldengefängnisse.“

Die Glocke, die zur Tafel rief, unterbrach das Gespräch. Die hungrigen Gäste reihten sich um den Tisch.

Man aß die Suppe. Georg und seine Freunde saßen in der Mitte der Tafel; sie sprachen wenig, hörten aber desto mehr. Ein Herr in Civilkleidern fragte seinen Nachbar, den Premierlieutenant:

„Wissen Sie die Neuigkeit nicht?"

„Welche Neuigkeit?"

„Der reiche Gerhardt hat eine Witwe hinterlassen."

Ein langgedehntes „Ah!" ließ sich vernehmen.

„Mein Freund," rief der Lieutenant, „der reiche Gerhardt ist nie verheirathet gewesen. Ich weiß Das, denn ich bin bei ihm eingeführt gewesen."

„Die Alte am Fenster ist wohl die Witwe?" fragte der Fähnrich, der Rüdesheimer trank.

„Nein!" antwortete der Civilist.

„Also keine Partie für mich."

Nun folgten einige Bemerkungen über Geldheirathen.

„Wer ist die Witwe, Herr Advocat?" fragte der Lieutenant.

„Keine andere als die reizende Melanie, die in klösterlicher Abgeschiedenheit ein köstliches Landhaus bewohnt."

Der Mann in Civilkleidern war Advocat. Er versicherte, daß er gut unterrichtet sei.

Das Erstaunen der Gäste machte sich in den verschiedenartigsten Phrasen Luft. Dem armen Georg schmeckten

die feinen Speisen nicht, die aufgetragen wurden. In fieberhafter Unruhe lauschte er auf das Gespräch, das nun das höchste Interesse der Gäste erregte. Aller Blicke hingen an dem Munde des Rechtsgelehrten, der ruhig ein Glas Wein trank und dann sagte:

„Die Sache ist seit einigen Tagen kein Geheimniß mehr, da der Justizrath Witte als Rechtsanwalt der Witwe Gerhardt auftritt. Das Haus da drüben hat er in ihrem Namen verkauft."

Ein Gesandtschafts-Attaché, ein blatternarbiger Mann von vierzig Jahren, sagte mit diplomatischer Schlauheit:

„Ah mir, geht ein Licht auf! Es ist mir immer verdächtig vorgekommen . . ."

Der Attaché trocknete langsam mit der Serviette den Mund.

„Was? Was?" fragten einige Stimmen.

Nun trank der Attaché. Dann antwortete er:

„Daß der alte Gerhardt sein Töchterlein wie ein Argus bewachte. Nicht einmal der junge Baron von Frankenstein durfte sich ihr nahen. Man schloß ihm die Thür vor der Nase zu. Die Alte da drüben, ich habe sie nur am Fenster gesehen, kommt mir bekannt vor. Ja, ja, ich kenne sie . . . ich war mit ihr auf einem Balle in Petersburg . . . später traf ich sie in

Wien. Jetzt, da der reiche Banquier todt ist, will sie das Haus des Verstorbenen gekauft haben . . . meine Herren, jeder Gesandte hat seinen Banquier."

Der Attaché schwieg.

Die Gäste suchten vergebens diese geistreiche Rede zu deuten, die den Vermuthungen ein ungeheueres Feld offen ließ. Man betrachtete den Mann, der Bälle in Petersburg und Wien besucht hatte, mit großem Respect; das Geheimnißvolle, das den verstorbenen Gerhardt einhüllte, gewann an Bedeutung.

Der Advocat flüsterte dem Premierlieutenant so laut zu, daß es Georg hören konnte:

„Die Trauung ist ein Finanz-Coup."

„Und die Witwe?"

Der Advocat zuckte mit den Achseln.

„Sie mag sich bei Zeiten nach einem Manne umsehen," fügte er lächelnd hinzu.

Georg saß wie auf Kohlen. Er hatte Mühe, das Zittern seiner Hände zu verbergen.

„Der Baron heirathet sie auf der Stelle!" sagte malitiös der Lieutenant.

„Gewiß; aber auch nur der Baron, der keine Frau, sondern Geld sucht."

Die Tafel war vorüber. Einige der Gäste blieben zurück, um den Kaffee zu trinken und zu rauchen.

Georg trennte sich von den Freunden und verbrachte den Nachmittag einsam in seinem Zimmer. Er sah oft nach den Fenstern des alten Hauses hinüber ... Julia Douglas, die der Gesandtschafts-Attaché in Petersburg und Wien gesehen haben wollte, zeigte sich von Zeit zu Zeit, verschwand aber rasch wieder, nachdem sie einen flüchtigen Blick in die Straße geworfen hatte. Für Georg waren in der Stadt alle Quellen erschöpft, aus denen er sich Nachrichten über Melanie hätte holen können. Der Justizrath selbst wußte Nichts, und wer sollte besser unterrichtet sein als der Rechtsanwalt der Witwe? So mußte sich denn der Förster entschließen zu warten. Er hatte immer noch so viel Vertrauen zu Melanie, daß er ihre Liebe für aufrichtig hielt. Er erinnerte sich des Gesprächs über Reichthum, das er mit ihr auf dem Wege nach der Hütte des Vater Hannes geführt ... Grundsätze, wie sie Melanie damals geäußert, konnte nur ein edles Wesen hegen. Wie aber sollte er das Benehmen des alten Wilddiebes deuten, der die ihm zugedachten Spenden so barsch zurückgewiesen? Warum hatte Melanie vor dem Baron gezittert, der ihr ein Portefeuille rauben wollte? Und hatte sie nicht gesagt, daß sie ihm, dem Förster, der den Baron vertrieben, die Erhaltung ihres Vermögens verdanke? Alle diese Umstände sprachen für ein obwaltendes Geheimniß, daß Melanie zum Theil

kennen mußte, da ihr an der Erhaltung des Portefeuille so viel gelegen. Wenn Georg dagegen nun das Interesse des Pfarrers für die Witwe erwog, des braven, rechtschaffenen Geistlichen, der selbst seinen Umgang mit ihr zu billigen schien, dann mußte er wieder an die Rechtlichkeit der jungen Dame glauben, der sich sein ganzes Herz zugewandt. Melanie kann nicht lügen! Mit diesem Satze schloß der Liebende seine Betrachtungen. Abends schrieb er einen zärtlichen Brief, verschwieg aber, daß er Miß Douglas gesehen, und bereitete sich für die nächsten Prüfungstage vor; es war dies eine Arbeit, die ihm blutsauer ward.

Der nächste Tag verfloß, ohne daß ein Ereigniß stattfand. An der Wirthstafel ward wenig über den Gegenstand gesprochen, der den Förster so lebhaft interessirte. Mehrere Officiere waren nicht erschienen, der Gesandtschafts-Attaché hatte sich in diplomatisches Schweigen gehüllt und der Advocat hatte rasch gespeist und sich rasch entfernt.

Gegen Abend trat ein Mann in Georg's Zimmer. Er fragte nach dem Förster Herrn Bärwald.

„Er steht vor Ihnen," antwortete Georg.

„Ich komme von dem Herrn Justizrath Witte."

„Und was bringen Sie?"

„Mein Herr läßt Sie bitten, ihn sogleich mit Ihrem Besuche zu erfreuen.“

„Sogleich?“

„In einer dringenden Angelegenheit. Ist es Ihnen möglich, mich zu begleiten . . .“

„Warten Sie!“

Eine Viertelstunde später trat Georg in das Arbeitszimmer des Justizraths, der schreibend an seinem Tische saß.

„Herr Förster,“ begann der ernste Mann, „Sie haben mir, als Sie mich das erste Mal besuchten, einen Umstand verschwiegen, der für mich von großer Wichtigkeit ist. Nicht die Besorgniß wegen Ihrer Zeugenschaft bei der Trauung im Birkhahn hat Sie zu mir geführt . . . Sie wollten sich Auskunft über die reiche Witwe holen, mit der Sie ein zärtliches Verhältniß angeknüpft.“

Georg erröthete. Der Jurist hatte die Wahrheit gesagt. Wie aber war ihm die Nachricht von Dem zugegangen, was außer Melanie und ihm nur Martha wußte?

„Mein Herr, ich will ein Verhältniß nicht in Abrede stellen, das existirt . . . da Sie es einmal kennen. Wenn ich nicht davon sprach, so lag für mich kein Grund vor, dem Rechtsanwalte der Witwe Gerhardt

ein Herzensgeheimniß zu entdecken, das vor der Hand zu bewahren ich gelobt habe. Melanie ist mündig, sie kann nach Belieben handeln ..."

„Ganz recht; aber ich bin auch der Testamentsvollstrecker des Herrn Gerhardt ..."

„Ich glaube kaum, daß Melanie Anlaß gegeben, ihr das Erbe des Mannes, der sich sterbend mit ihr hat trauen lassen, zu entziehen."

„Dies, Herr Förster, habe ich zu entscheiden."

„Melanie bleibt mir auch ohne Vermögen lieb und theuer."

Der Justizrath nahm einen Brief von dem Schreibtische und las einige Augenblicke. Dann sagte er mit einem Seitenblicke auf den jungen Mann:

„Sie haben zehntausend Thaler von meiner Clientin erhalten?"

Den armen Georg durchzuckte ein lähmender Schrecken.

„Was ist Das?" murmelte er.

„Sie sehen, ich bin gut unterrichtet. Ihre Bestürzung verräth, daß mein Correspondent die Wahrheit geschrieben hat. Melanie geht leichtsinnig mit ihrem Vermögen um ... sie ist eine Verschwenderin. Kann ich nun dagegen auch Nichts thun als ermahnen, so steht mir doch laut Testament das Recht zu, bei der

Wahl eines zweiten Mannes maßgebend zu sein. In dieser Beziehung vertrete ich Vatersstelle. Habe ich Gründe, dem neuen Bräutigam den Consens zu verweigern, und fügt sich Melanie dieser Weigerung nicht, so fällt das Vermögen Gerhardt's dem Baron von Frankenstein, dem Schwager des Verstorbenen, zu. Die Meinung, die ich von Ihnen gewonnen, kann nach dem Empfange des Geldes nicht die beste sein ..."

„Herr Justizrath!" rief Georg, der seiner Sinne kaum noch mächtig war.

„Die Nothwendigkeit, meine Clientin zu überwachen, liegt vor. Melanie ist jung, unerfahren, selbst leichtsinnig ... wäre sie eine vorsichtige Frau, wir würden sie der Stadt nicht entrückt, würden sie nicht der Obhut eines Landgeistlichen anvertraut haben. Der Pfarrer Cornelius hat die Verpflichtungen nicht erfüllt, die er übernommen; er hat vielmehr, wie ich jetzt begreife, planmäßig in Ihrem Interesse gehandelt."

Diese Verdächtigung empörte den jungen Mann.

„Der Pfarrer ist zwar ein Freund meines Vaters," rief er, „aber der würdige Mann frevelt nicht zu Gunsten seiner Freundschaft. Belasten Sie ihn nicht mit dem schmählichsten Verdachte, der einen Seelsorger treffen kann. Wenn er die Trauung angesichts des Todes vollzogen, und darauf zielen Sie doch ab, so hat

er sicherlich eine Handlung vollbracht, die er vor Gott und der Welt verantworten kann. Daß Melanie's Neigung sich mir zugewendet, ist ihm ein Geheimniß, und wenn ich die Banknoten von der reichen Dame angenommen, so geschah es, weil ich sie durch meine Weigerung nicht verletzen wollte. Uebrigens hat sich Melanie so ehrenwerth, so selbstständig gezeigt, daß eine Bevormundung nicht am Platze ist. Doch, ich pflichte Ihnen bei, Herr Justizrath: ich hätte das Geld nicht annehmen sollen. Betrachten Sie mich als den Schuldner Ihrer Clientin, der ehrlich zurückzahlt."

Der Justizrath sah noch einmal in den Brief.

„In Sildorf lebt die Tochter des Försters Geyer," begann er ruhig . . . „man weiß, daß die Dame gewisse Ansprüche an Sie und Ihren Vater hat . . . der Gerichtsamtmann Bärwald hat seine Schuld von fünftausend Thalern getilgt . . . der Sohn scheint indeß anderer Meinung geworden zu sein . . . er hat sich von der ihm längst bestimmten Braut abgewendet. Lisbeth's Vermögen ist durch einen Proceß in Frage gestellt, den ich zu Gunsten meiner Clientin gegen die Erbschaftsmasse Geyer's erhoben habe."

Georg wollte auffahren.

„Ich bitte, lassen Sie mich ausreden!" sagte der ernste Advocat. „Es liegt mir daran, Ihnen die Situation

klar zu machen. Geyer hat dem verstorbenen Gerhardt Quittung über eine große Summe ausgestellt. Diese Quittung ist auf unerklärliche Weise abhanden gekommen Es fehlt also das Document, das entscheidet. Der Verklagte ist kurze Zeit nach dem Kläger gestorben . . . Gerhardt, der sonderbare Mann, der seinem unredlichen Freunde Geyer nicht ernstlich zu Leibe gehen wollte, weil er eine Bekehrung desselben hoffte, trug die Quittung in einem Taschenbuche bei sich . . . er wollte auch sehen, wie weit Geyer es triebe . . . ob der Verklagte den Empfang des Capitales abschwören würde . . . es sind dies Eigenheiten, die ich vergebens zu bekämpfen bemüht gewesen. Nach den Forschungen, die ich angestellt, hat der Sterbende das fragliche Taschenbuch mit der Quittung seiner jungen Frau übergeben. Es ist dasselbe, was Sie, Herr Förster, den Händen des Barons von Frankenstein entrissen haben. Diesen Nachmittag erhielt ich von Melanie einen Brief; sie schreibt auf meine Anfrage, daß das Taschenbuch verschwunden sei. Der darin befindlichen Papiere erinnere sie sich nicht. So stehen die Dinge. Außer Lisbeth Geyer kann Niemand ein Interesse haben, sich des Papiers zu bemächtigen.

Der Förster zitterte am ganzen Körper.

„Mein Herr,“ stammelte er, „wenn ich Sie recht verstehe . . . Gott im Himmel, das Blut stockt mir bei

dem Gedanken ... Sie haben Lisbeth Geyer meine Braut genannt ... Lisbeth allein kann an der Quittung liegen ..."

„Ich habe keine Vermuthung ausgesprochen."

Georg erhob stolz das Haupt.

„Herr Justizrath, Sie sind der Meinung, daß ein Mann, der Geld annimmt ..."

„Gestatten Sie mir, daß ich meine Meinung verschweige. Ihr Vater, der Gerichtsamtmann von Bornau, wird Auftrag erhalten, eine Untersuchung einzuleiten. Mein Rath ist nun: helfen Sie ihrem Vater bei Aufklärung der Angelegenheit. Das wollte ich Ihnen sagen."

Der Justizrath verbeugte sich, als ob er andeuten wollte, daß die Unterredung zu Ende sei.

Georg, bleich wie der Tod, stand regungslos an seinem Platze. Ohne sich zu vertheidigen, wollte er nicht gehen, und doch konnte er vor Erregung kein Wort über die zuckenden Lippen bringen.

Der Rechtsanwalt saß an seinem Schreibtische, hatte die Feder ergriffen uud schickte sich an zu arbeiten. Er schien die Anwesenheit des Försters ignoriren zu wollen. Georg befand sich in einer peinlichen, schrecklichen Lage, ohne sein Verschulden, wie wohl nie ein Sterblicher. Es war ihm unmöglich, einen Entschluß zu fassen. Das Glück seiner Liebe stand auf dem Spiele; aber auch seine Ehre.

Der Justizrath rief durch eine Glocke seinen Schreiber herbei, dem er Papiere übergab. Er verkehrte überhaupt, als ob ein Fremder nicht mehr da sei. Georg verließ schwankend das Cabinet und trat auf die Straße wie ein Mensch, der dem Weine arg zugesprochen hat. Die kalte Luft that ihm wohl. Er wählte den kürzesten Weg zu seiner Wohnung. Dort angekommen, warf er sich aufs Bett nachdem er die Thür verschlossen, und dachte über die Ereignisse nach. die so hastig auf ihn einstürmten. Was sollte er von Melanie halten? War sie ein gewöhnliches Weib mit den Ränken und Kniffen Derer ausgerüstet, die eine zweideutige Vergangenheit verdecken wollen? oder war sie, ohne es zu wissen, ein Spielball in den Händen intriguirender Männer? Wozu sollte er den Justizrath zählen? Wie sollte er die an der Wirthstafel gehörten Aeußerungen deuten? Und da drüben in dem Hause des verstorbenen Gerhardt wohnte jetzt jene Douglas, über die schon die Landleute eben nicht günstige Vermuthungen gehegt, obgleich sie reiche Almosen an Arme vertheilt hatte. Georg suchte immer noch die Geliebte zu rechtfertigen, und es wäre ihm Dies vielleicht auch gelungen, wenn die Frage nicht auf seiner Seele gebrannt hätte: warum hat sie mich durch Geld erkaufen wollen? Der Argwohn antwortete: um die Frau eines ehrlichen Mannes zu werden. So viel glaubte er ihr übrigens

schuldig zu sein, sie nur dann aufzugeben, wenn er mit Gewißheit sagen konnte: ihre Aufrichtigkeit ist Maske, ihre Naivetät ist Lüge. Der Entschluß stand in ihm fest, um jeden Preis die Wahrheit zu ergründen. Das Unglück in der Liebe war ihm ein Sporn, die Liebe selbst verlieh ihm Muth und Kraft.

Fünfzehntes Capitel.

Ein starker Südwind zerschmolz die Schneedecke, die bisher die Erde eingehüllt hatte. Das Eis auf den Flüssen und Bächen borst und Wassermassen wälzten sich von den Bergen in die Thäler. Der Wald war in einer Nacht seines weißen winterlichen Schmuckes beraubt, er war schwarz geworden. Der Sturm rüttelte gewaltig die Wipfel der Bäume und zerschlug die Eiskrusten an den Stämmen. Rasch wie der Winter gekommen, entfernte er sich. Der Frühling meldete seine Ankunft durch brausende Stürme.

Der Baron Alphons von Frankenstein befand sich gegen Abend in seinem Zimmer. Er rauchte, ging auf und ab und blieb von Zeit zu Zeit an dem Fenster stehen, um die vorüberjagenden Wolken zu betrachten. Der Sturm heulte um den Giebel des Försterhauses und peitschte, oft minutenlang, eine Fluth von Regen an die

Fenster. In dem Ofen murmelte gemüthlich das Feuer; es war recht behaglich in dem dunkel tapezirten Zimmer.

Plötzlich zerriß der Sturm den schwarzen Wolkenschleier und die sinkende Sonne erleuchtete noch einmal das Zimmer. Ihr matter Strahl fiel auf ein Oelgemälde, das dem Fenster gegenüber an der Wand hing.

Alphons legte die Hände auf den Rücken und sah lächelnd das Gemälde an.

„Der Förster Geyer!“ murmelte er. „Wie treuherzig und ehrbar der Waidmann aussieht! Auch ich würde ihm große Summen anvertraut haben, nur auf dieses ehrliche Gesicht hin. Und doch ist der Mann ein Schurke gewesen; er hat seinen ehrbaren Lebenslauf mit einem an dem Freunde verübten Betruge beschlossen. Gerhardt muß vor Aerger und Schrecken in die Grube gefahren sein. Der einzige Freund im Leben, dem er mit Leib und Seele anhing, hat seine Freundschaft schmählich gemißbraucht. Der Eigennutz ist das vorherrschende Princip im Leben eines jeden Menschen. Dieser ist ehrlich, weil er Vortheil davon hat ... Jener handelt schurkisch, weil es ihm Gewinn bringt. Gerhardt, der hinfällige Alte, läßt sich mit seiner Tochter trauen, um das Legat des Engländers zu erobern ... Geyer leugnet den Empfang von Geldern, und der alte Baron von Frankenstein stiehlt seinem Schwager eine Quittung, die er dem Förster ver-

kaufen will ... der Förster ist todt ... Lisbeth gebietet ihrem Grolle gegen mich Schweigen und ist selbst nicht abgeneigt, mir die Hand zu reichen. Ueberall regiert der Eigennutz, Geld und immer Geld bedingt die Handlungen. Ich bin ohne Lisbeth ein Bettler, und Lisbeth muß, wenn ich mich zurückziehe, als Magd dienen. Heirathen wir uns denn ... Jeder lebt nach Gefallen. Das nennt man eine moderne Ehe. Ich gewinne dadurch nicht nur, ich räche mich auch an der schönen Melanie, die mich verachtet. Das Vermögen, das ich durch den Förster Geyer erwerbe, gebührt von Rechts wegen mir. Meine Mutter war die Schwester Gerhardt's. Müßte nur mein armer Vater nicht im Schuldgefängnisse schmachten.

Das Herz des Roué war der Kindesliebe doch nicht ganz verschlossen.

Die Dämmerung hatte sich eingestellt. Graue Regenwolken hüllten das Abendroth ein. Das Feuer im Ofen erzeugte spielende Lichtpunkte auf dem weichen Teppich, der den Boden bedeckte. Else, die Magd trat ein und setzte eine brennende Astrallampe auf den Tisch. Mürrisch, ohne ein Wort zu äußern, entfernte sich die Alte.

„Ein reizendes Schuldgefängniß!" dachte der Baron. Man bedient mich mit einer Präcision, als ob ich hohe Löhne zahlte; und doch besitze ich in diesem Augenblicke nicht

einen Thaler. Bah man muß sich fügen. Wenn der Teufel nicht sein Spiel treibt, commandire ich bald ein schönes Vermögen. Lisbeth muß den Proceß gewinnen.

Er zog ein Taschenbuch hervor, öffnete es und prüfte die darin liegenden Papiere.

„Hier ist die Quittung!" murmelte er. „Dieses elende Stück Papier macht meine ganze Habe aus. Ich werde es wie einen kostbaren Schatz bewahren, denn der listigen Lisbeth ist nicht ganz zu trauen."

Alphons verbarg das Buch in der Brusttasche seines Rockes.

Eine Viertelstunde war verflossen. Die Gewalt des Sturmes hatte nach dem Untergange der Sonne zugenommen; bei den heftigsten Stößen, die sich nicht selten wiederholten, erbebte das Haus. Die Nacht schien furchtbar werden zu wollen. Da öffnete sich rasch die Thür . . . Lisbeth trat ein.

„Ich flüchte mich zu Dir, Alphons!" rief sie erschreckt. „Der Sturm wüthet so arg, daß ich in meinem einsamen Zimmer nicht bleiben kann. Meine Fenster liegen nach der Wetterseite hinaus."

Er küßte das üppige Weib, das noch immer in schwarze Seide gekleidet war.

„Warum trennen wir uns denn, mein Kind? Wir sind Verlobte und werden bald für immer unauflöslich

verbunden sein. An meiner Seite ist Dein Platz ... nimm ihn ein, wie es sich gebührt."

Der Baron umschlang ihre elastische Taille und führte sie zu dem Sopha.

„Dich erschrickt der Sturm!" rief er lachend. „Mag er draußen sein Unwesen treiben; wir wollen im warmen Zimmer traulich kosen ... wahrhaftig, Du zitterst, Lisbeth! Reizendes, schwaches Weib!"

Er drückte einen langen Kuß auf ihren weißen Hals. Lisbeth wandte den Kopf zur Seite; der Ausdruck ihres Gesichts verrieth, daß sie von den Zärtlichkeiten des Bräutigams nicht besonders entzückt war. Doch im nächsten Augenblicke schon lächelte sie wieder.

„Setze Dich zu mir, Alphons!" bat sie schmeichelnd.

Der Baron saß ihr zur Seite.

„Willst Du mehr, mein Kind?"

„Ja!"

„Was noch?"

„Daß Du mich ruhig anhörst."

„Ich höre wie ein Kind auf das Märchen der Großmutter. Fange an."

Lisbeth ergriff seine Hand.

„Alphons, ich warf vorhin einen Blick in den Kalender ..."

„Und was hast Du gesehen?"

„Das heute der dritte März ist.“

„Ein Tag wie jeder andere.“

„Nein, nein!“ rief sie schelmisch. „An dem heutigen Tage vor fünf Jahren trat ein Ereigniß ein, das wir nicht vergessen dürfen. Mein Gott, verstehst Du mich denn nicht?“

„Lisbeth! Lisbeth!“

Sie neigte ihr Haupt an seine Schulter und weinte. Wir wissen nicht, ob es Thränen des Schmerzes, der Reue, der Scham oder der Freude waren. Sie weinte, und eine weinende Schönheit erregt stets die Theilnahme des Mannes, selbst wenn er von den Grundsätzen beseelt ist wie der Baron. Lisbeth mochte wohl die Gewalt der Thränen kennen.

„Engel!“ rief Alphons. „Ich verstehe Dich!“

Er hielt sie lange innig umschlungen.

„Kannst Du mich verlassen?“ fragte sie, ihn mit thränenfeuchten Augen anblickend.

„Nein! Du wirst Baronesse von Frankenstein, wie Du es zu werden verdienst.“

„Heute ist ein Geburtstag ...“

„Feiern wir ihn!“ rief der Baron. „Der Sturm mag uns die Tafelmusik blasen.“

„Ich habe schon daran gedacht.“

„Desto besser! Lisbeth, hast Du noch Wein im Keller?“

„Den feinsten Rheinwein ... mein seliger Vater wußte zu unterscheiden.“

„Feiern wir den Geburtstag! Das ist ein himmlischer Gedanke, himmlisch wie der Kopf, dem er entsprungen. Rheinwein, kalte Küche ...“

„Nein, ich habe für Besseres gesorgt. Else mag hier decken ... wir bleiben in Deinem Zimmer.“

Lisbeth hing sich noch einmal wie ein Kind an den Hals des Bräutigams, bot ihm ihre schwellenden Lippen zum Kusse und verließ dann das Zimmer. Ihr Kleid rauschte über den Boden.

„Sie ist immer noch schön!“ dachte lächelnd der Baron. „Mit ihrem Ehrgeize ist die Liebe zu mir wieder erwacht ... ich kann es ihr nicht verargen, daß sie mir böse gewesen ... versöhnen wir uns heute vollständig... Lisbeth wird Baronesse von Frankenstein.“

Bald darauf erschien Else und deckte den Tisch. Dann trug sie duftende Speisen auf und brachte Wein. Lisbeth kam, einige feine Gerichte tragend, die sie, wie sie versicherte, selbst zubereitet hatte. Das Paar begann zu speisen, während draußen der Sturm heulte und tobte, als ob er das Försterhaus wegfegen wollte. Man trank auf das Wohl des Geburtstagskindes. Alphons, ein

Kenner, pries den vortrefflichen Wein und lobte den Geschmack des verstorbenen Försters. Die Braut im Arme, die ganz Hingebung und Liebe war, trank er von dem Nektar, den Vater Rhein hervorgebracht. Mit jedem Glase, das er genoß, ward der Baron feuriger. Er küßte und trank, küßte wieder und begann selbst zu singen. Es bedurfte der Aufforderung Lisbeth's nicht, um ihn zum Trinken zu bewegen. Eine Flasche verschwand nach der andern. Nun kam der Champagner. Die Schöne selbst credenzte dem Halbberauschten das überschäumende Kelchglas.

„Der Baronesse von Frankenstein!“ lallte Alphons.

„Danke, mein lieber Freund!“

Sie ertrug geduldig die ungestümen Zärtlichkeiten des edlen Herrn, der selbst im Rausche stolz auf seinen Rang war.

„Trinke, Lisbeth!“

„Dein Wohl, Alphons!“

„Weib, Du bist schön wie Juno . . . man wird mich um die reiche und schöne Frau beneiden. Du hast Anbeter in der Residenz . . . ich verlache sie, Lisbeth liebt nur mich.“

„Sieh, Alphons, hätte ich Millionen, ich legte sie in Deine Hand. Als Du mich verlassen hattest, war ich unglücklich und elend . . . ich grollte allen Menschen,

denen ein besseres Loos geworden, als mir. Nun ist der Schmerz, der Jammer vergessen. Aber, Alphons, bleibe mir treu."

„Meinst Du, ich liebe Melanie?" fragte stammelnd der Berauschte. „Ein Pereat der übermüthigen Witwe, die Dir das Vermögen streitig macht."

Er verschlang den Wein und setzte heftig das Glas auf den Tisch zurück. Seine Augen glühten unheimlich wie die eines Sinnverwirrten, der in Zorn geräth.

„Wollte ich sprechen," murmelte er; „ich kann das Weib vernichten! Das Vermögen Geyer's soll ihr nicht werden ... meinem Vater und mir kommt es zu ... und Dir, Lisbeth, der Baronesse von Frankenstein. Gerhardt hat schlecht gehandelt an seinem Schwager. Aber nun werden wir siegen. Ich besitze die Waffe, die Alles vernichtet ... die Ränke der Advocaten werden ohnmächtig. Können sie Beweise zur Stelle schaffen? Geyer ist todt, Gerhardt ist todt ... Es können Viele kommen und sagen: ich habe dem Geyer Geld geliehen ... Champagner, der Förster Geyer soll leben!"

Lisbeth füllte rasch das Glas.

In dem Augenblicke, als es der Berauschte an die Lippen bringen wollte, erschütterte ein gewaltiger Windstoß das Haus. Dachziegel stürzten klirrend zur Erde. Die Bäume des Gartens krachten. Der Luftdruck

brachte Rauch und Flamme aus dem Ofen in das Zimmer.

Die Braut stand zitternd am Tische.

„Wie gräßlich!" flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Der Bräutigam lachte hell auf und trank.

„Musik! Gesang!" rief er mit schwerer Zunge. „Tusch ... der todte Förster soll leben! Wein her, Lisbeth ... und dann singen wir ... Melanie mag es hören, daß wir froh beim Mahle sind!"

„Ich muß! Ich muß!" flüsterte Lisbeth.

Sie füllte dem Trunkenen das Glas. Dann rief sie ihm zu:

„Der Förster Geyer soll leben!"

Alphons trank. Das Maß war voll ... er verlor die Besinnung. Sein schwerer Kopf sank in die Kissen des Sopha zurück. Das häßliche Gesicht war leichenblaß geworden, die Augen, die einige Secunden nach der Decke gestarrt, hatten sich geschlossen. Die rechte Hand hielt krampfhaft das leere Champagnerglas.

„Es ist gelungen!" flüsterte Lisbeth. „Da liegt der edle Herr, der mich einst wahnsinnig nannte, als ich ihn an seine Pflicht mahnte ... und wie abschreckend häßlich er ist! Das wäre ein Mann für mich! Mein Lebensglück hat er frech zertreten, unter den verlockendsten Vorspiegelungen hat er mich elend gemacht, mit den

heiligsten Eiden hat er gelobt, meine Ehre wieder herzustellen . . . und treulos hat er mich verlassen. Ich mußte zur List greifen, um nicht ganz unterzugehen. Was bin ich ohne Vermögen? Ein elendes, beklagenswerthes Geschöpf. Und Das verdanke ich Diesem!"

Sie wollte sich ihm nähern.

Der Berauschte glitt von dem Sopha. Er lag halb am Boden, halb auf dem Möbel. Das helle Licht der großen Astrallampe beschien den edeln Herrn. Seine Toilette war vollständig derangirt.

Lisbeth war zurückgetreten. Mit Abscheu blickte sie auf den Mann, den sie nicht nur Grund zu hassen, sondern auch zu verachten hatte. Ein leichter Schauder durchrieselte ihren Körper.

„Wenn der Elende sich verstellte, fragte sie sich, wenn er die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung prüfen wollte? Ein Mann, der sich wie er in allen Verhältnissen des Lebens bewegt, der wichtige Documente stiehlt und arglose Frauen betrügt, ist zu jedem Frevel, ist zu jeder Tücke fähig. Der schärfste Verstand kann ihn nicht durchschauen. Auf frischer That soll er mich wenigstens nicht ertappen . . . diesen Triumph gönne ich ihm nicht. Zögern darf ich nicht, es könnte sich eine zweite Gelegenheit nicht bieten, mich von diesem Menschen unabhängig zu machen."

Sie sah den Baron einige Augenblicke an. Er lag wie ein Todter. Die rechte Hand, vielleicht hatte es der Zufall gefügt, preßte sich auf die Brusttasche, die das Portefeuille mit seinen Papieren enthielt.

„Es muß geschehen!" dachte Lisbeth. „Die äußerste Noth drängt mich. Und so geschehe es denn."

Lisbeth verließ das Zimmer.

Der Baron regte sich nicht. Er mußte doch wohl besinnungslos sein. Der Sturm heulte in ungeschwächter Kraft fort um das Haus, in dem ein leidenschaftliches Drama sich abspielte. In dem Zimmer war es still; kein Laut regte sich. Das Feuer im Ofen begann wieder zu murmeln. Nach fünf Minuten öffnete sich leise die Thür.

Lisbeth trat ein; ihr folgte Hardt, der Schreiber.

„Dort liegt er!" flüsterte die Dame, auf den Berauschten deutend.

Hardt machte einen langen Hals und sah über den mit Resten des Mahles besetzten Tisch hinweg.

„Der ist fertig!" murmelte er leise.

„Prüfen Sie die Wirkung Ihres Mittels, Herr Gerichtsschreiber."

„O, das Mittel ist sicherlich gut. Der Apotheker, mein Freund, wollte mir Ruhe verschaffen vor dem Zahnweh; jetzt schläft der Herr Baron für mich."

„Das Buch befindet sich in der Brusttasche."

„Gut."

„Nehmen Sie nur die bezeichnete Quittung; alle übrigen Papiere mögen zurückbleiben."

„Soll geschehen."

„Ich gehe in mein Zimmer."

„Werde bald nachkommen."

„Hardt, Sie kennen den Preis ..."

„Es bleibt Nichts mehr zu erörtern. Zählen Sie nur das Geld ab; ich bringe das Papier, wenn es sich anders in jener Tasche befindet."

„Sie werden vorsichtig zu Werke gehen ..."

„Vertrauen Sie mir, Fräulein. Sollte der gnädige Herr erwachen, so weiß ich mich zu benehmen."

Lisbeth ging. Sie schloß leise die Thür.

„Hat der Schreiber mich betrogen, dachte sie, so mag er sich in der eigenen Schlinge fangen; auch wird er durch die That mein Mitschuldiger und kann mich nicht verrathen."

Als Hardt sah, daß er sich allein befand, prüfte er die Flaschen.

„Ah, hier ist Rüdesheimer, den ich mit Morphium gewürzt! Es sind noch einige Tropfen darin. Weg damit!"

Er stellte die Flasche neben den Tisch. Dann

brachte er eine verschlossene Champagnerflasche zurück, als er sich erhob.

„Dieser Trank ist unverfälscht!“ murmelte er lächelnd. „Habe lange keinen Champagner getrunken. Der Baron schläft fest; mir bleibt Zeit, eine Erfrischung zu nehmen.“

Die knochigen Hände des Alten entfesselten den Kork, der knallend zur Decke sprang. Rasch füllte er ein Glas und trank. Er genoß mit sichtlichem Wohlbehagen ein zweites und drittes.

„Der Franzose bringt Feuer in die Adern!“ schmunzelte er. „Man muß es dem Förster lassen, er hat einen guten Keller gehalten ... warum auch nicht? Denn Mittel waren da. Das Märchen, das mir Lisbeth aufgebunden, glaube ich nicht. Die Erbin will sich von der Rückzahlung einer Schuld an den Baron befreien ... Erbschaftsschwindel, weiter Nichts ... man kennt Das. Einer betrügt den Andern. Was kümmert's mich? Ich erhalte als Agent meine Procente, im Uebrigen mögen sich die Erben streiten. Noch ein Glas, und dann ans Werk!“

Hardt hatte getrunken. Er verspeiste auch ein Stück Torte. Nun trat er zu dem Baron, dessen Respiration sehr laut geworden war.

„Der edle Herr hat einen Bärenschlaf, wie der

Jäger Valentin, wenn dieser den ganzen Tag im Forste gewesen ist. Schlafen Sie in Frieden, Herr Baron. Erwacht er, nun so sage ich, daß ich ihn zu Bette bringen wollte. Einen Liebesdienst kann er doch nicht übel nehmen. Ah, ich sehe schon das Buch ... der Rand ragt aus der Tasche hervor. Lisbeth ist muthlos, sonst hätte sie das Geschäft allein abmachen können. Mit diesem Griffe hole ich mir tausend Thaler in guten Banknoten."

Er zog dem Baron das Buch aus der Tasche.

„Lisbeth! Lisbeth!" stammelte der Schläfer; „der Geburtstag . . . Du wirst Baronesse . . . Melanie soll es erfahren ... wir kaufen das Landhaus, das sie bewohnt ... Ich räche mich an der stolzen Witwe . ."

Der Schreiber war bestürzt zurückgewichen. Er lehnte an dem Tische, das Buch hinter sich verbergend. Jetzt sank der Baron völlig auf den Boden nieder. Ruhig blieb er liegen und schlief fort. Hardt zitterte.

„Thorheit," murmelte er, „daß ich erschrecke. Der Baron hat einen schweren Rausch, er kann kein Glied regen."

Nun setzte er sich an den Tisch und öffnete das Taschenbuch. Unter den wenigen Papieren, die es enthielt, war die Quittung bald gefunden. Hardt erkannte mit Erstaunen die Schriftzüge des Försters, der

kurz und bündig den Empfang einer großen Summe von dem Rentier Gerhardt bescheinigte.

„Enorm, enorm!“ murmelte der Schreiber. „Daher stammt also das Vermögen des Försters. Und nun hat er nicht Lust es zurückzuzahlen. Sieh, sieh, das ist eine saubere Entdeckung. Da gibt es Leute, die mit Tausenden um sich werfen und für kluge umsichtige Speculanten gelten; aber wie ändert sich das Ding, wenn man die Verhältnisse näher kennen lernt. Vor dem Herrn Förster Geyer habe ich stets ehrerbietig meinen Hut gezogen, und er war doch nur ein gemeiner Kerl, ein Schuft. Das also ist die Speculation, auf diese Weise kommt man zu Gelde. Der ehrliche Arbeiter bleibt ein Lump und muß sich mißhandeln lassen von den reich gewordenen Schwindlern, die Fleiß, Arbeit, Redlichkeit stets im Munde führen und die strengsten Sittenrichter sind ... da ist von Geschäftsordnung, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit die Rede ... aber man blicke den Burschen nur in die Karte ... sie treiben ein schändliches Spiel ... dieses Document ist unter Brüdern seine fünfzigtausend Thaler werth ... Hardt um des Himmels willen halte den Kopf zusammen ... hier kannst Du einen Schlag machen. Lisbeth hat eine wahre Bettelsumme geboten ... die Witwe Gerhardt, ist nobler! Hardt, armer Schreiber, Du kannst fünfzigtausend Thaler erwerben, ohne zu stehlen. Bin

ich ehrlich gegen Lisbeth, so werde ich ein Schurke an der schönen Witwe und an Georg ... halt, da kommt mir ein Gedanke: wer am besten zahlt, hat mich. Der Dumme ist ein Tropf, er geht unter ... der Schlaue bekommt Etwas und schwimmt oben auf. Fort mit dem Papier ... Ich habe Nichts gefunden."

Er holte ein kleines Buch von grauer Pappe aus dem Schafte seines Stiefels, legte die Quittung hinein, verbarg das Buch wieder da, woher er es genommen, und machte lächelnd die Beinkleider glatt.

„Mein geheimes Archiv!" murmelte er dabei. „Jeder Mensch hat ein solches ... warum sollte ich es nicht haben?"

Nun beugte er sich über den Baron. Der Schläfer lag wie Blei am Boden. Eine Leichenblässe bedeckte sein Gesicht. Hardt schlich aus dem Zimmer über den Hausflur und betrat das Boudoir Lisbeth's, die ängstlich wartete.

„Wie steht's, Hardt?" rief sie ihm leise entgegen.

„Hier ist das Buch, Fräulein."

Die Dame nahm es und durchsuchte es hastig.

„Die Quittung fehlt!" rief sie entsetzt.

„Ich habe das Buch, wie es ist, aus der Tasche des Barons genommen."

„Hardt!"

„Was wollen Sie sagen, Fräulein?"

„Sind Sie auch aufrichtig?"

Der Schreiber legte die breite Hand auf die schmale Brust. Zugleich versicherte er mit bebender Stimme:

„Was ich gefunden, habe ich abgeliefert! Ich wollte nicht suchen, wollte es Ihnen überlassen. Die Quittung Ihres Vaters kann mir nicht nützen ... vielleicht hat der Herr Baron sie anderswo verborgen. Kommen Sie nur, wir werden gemeinschaftlich suchen."

Lisbeth begleitete den Schreiber. Beide betraten das Zimmer des Gastes. Draußen heulte der Sturm fort. Der Regen schlug prasselnd an die Fenster. Das Getöse des Wetters störte den Schläfer nicht; er lag regungslos an seinem Platze. Lisbeth betrachtete ihn. Schaudernd wandte sie die Blicke ab von dem häßlichen Gesichte. Hardt errieth wohl, was in dem Innern der Dame vorging aber er schwieg.

„Hardt," befahl Lisbeth, „durchsuchen Sie die Taschen!"

Es geschah. Mit stechenden Blicken sah die Schöne der widerlichen Procedur zu. Hardt ließ keine Tasche des Schläfers undurchsucht. Er fand nur eine ziemlich magere Geldbörse und einige Mahnbriefe, die er der Dame überreichte. Nun durchsuchte man den Mantelsack, der in der

Kammer lag, und die Möbel. Alle Bemühungen blieben fruchtlos.

„Der Herr Baron ist ein vorsichtiger Mann!“ murmelte Hardt. „Daß er Ihnen mißtraut, ist klar. Sie müssen andere Mittel anwenden, um zum Ziele zu gelangen.“

„Was für Mittel?“

„List, Ueberredung ... der Vetter muß sich selbst verrathen. Wer kann den Schlupfwinkel wissen, der das Papier verbirgt? Eine Spalte, ein Loch in der Tapete ... es gibt Orte genug.“

„Kann der Betrunkene in dieser Lage bleiben?“ fragte Lisbeth.

„Ich bin zu alt,“ antwortete Hardt treuherzig; „ich kann den Herrn nicht in das Bett tragen. Wir decken ihn zu und lassen ihn ruhig liegen.“

Er brachte das Buch in die Tasche zurück, der er es entnommen. Da lag nun der gnädige Herr, ein jämmerliches Häuflein, am Boden. Lisbeth warf den Fußteppich über ihn. Dann verließ sie das Zimmer. Hardt, die Lampe tragend, folgte. Als Beide sich in dem Boudoir befanden, gelobten sie sich gegenseitig ewiges Stillschweigen.

Hardt schlief die Nacht in dem Försterhause das er am nächsten Morgen früh verließ; er trug einige Thaler in der Tasche, die ihm Lisbeth geschenkt hatte, aber auch

die verhängnißvolle Quittung. Die Habsucht stachelte den Alten, der durchaus reich werden wollte. Von Melanie versprach er sich größeren Gewinn als von Lisbeth. Träumend von der glänzenden Zukunft schritt er durch den Wald. Georg's Wohnung berührte er heute nicht; er ging durch das Dorf nach dem Birkhahn.

Der Sturm hatte die Wolken verjagt, die Sonne schien, als Else, die alte Magd, in das Zimmer trat, um Feuer in dem Ofen anzuzünden und die Ordnung herzustellen. Erstaunt sah sie den schlafenden Baron am Boden liegen; auf dem Tische standen die Reste des Mahles.

„Eine saubere Wirthschaft!“ dachte die mürrische Alte. „Wenn der verstorbene Förster jetzt in sein Zimmer träte, das stets ein Muster von Ordnung und Sauberkeit gewesen, er würde die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Der Vetter aus der Stadt sieht schrecklich aus. Wie ein Jagdhund liegt er in der schönen Decke. Meinetwegen mag er liegen bleiben. Die Wirthschaft wird wohl nicht lange mehr dauern.“

Else trug das Geschirr ab und säuberte den Tisch. Das Geräusch weckte den Baron; er hob den schweren Kopf empor und sah erstaunt durch das Zimmer. Die Magd kümmerte sich nicht um ihn, schweigend verrichtete sie ihre Geschäfte. Alphons von Frankenstein stand auf

taumelte in den Alkoven, entkleidete sich, verborg sein Taschenbuch unter dem Kopfkissen und legte sich in das Bett. Der gnädige Herr befand sich in einer ihm wohlbekannten Situation . . . er war oft von nächtlichen Orgien mit Tagesanbruch heimgekehrt. Bald schlief er so ruhig und fest in den weißen Kissen, als ob durchaus Nichts vorgefallen wäre. Lisbeth hatte eine schlechte Nacht gehabt; sie klagte, als Else den Kaffee brachte, über Kopfschmerz.

Gegen Mittag verließ der Baron das Bett. Wie stets, wenn er aus dem Schlafgemache in das Wohnzimmer trat, prüfte er auch heute sein Taschenbuch. Das werthvollste Papier, die Quittung des Försters, fehlte. Er durchsuchte alle Taschen, das Bett und das Zimmer. . . das Papier war nirgends zu finden. Er brach in ein bitteres Lachen aus.

„Das Weib hat mich überlistet, bestohlen!“ rief er, mit der geballten Faust an die Stirn schlagend. „Ich war meiner Sinne nicht mächtig . . . Lisbeth, die Schlange, hat mich betäubt!“

Er überlegte lange, was er beginnen sollte.

„Durch Gewalt erreiche ich Nichts!“ murmelte er. „So werde ich denn zur List meine Zuflucht nehmen. Ich stelle mich, als ob Nichts vorgefallen wäre. Mir bleibt ja Melanie noch!“

Sechszehntes Capitel.

Gegen Abend am folgenden Tage näherte sich der Baron der Villa Melanie's. Der Wind hatte die Wege getrocknet; das Wetter war schön und mild. Valentin, der den Fremden aus seinem Fenster gesehen hatte, folgte ihm in kurzer Entfernung.

„Wetter," dachte der Jäger, „der Mann kommt mir verdächtig vor. Richtig, er steuert dem Landhause zu."

Der Baron zog die Glocke an dem Gitter.

Friedrich erschien und öffnete. Beide Männer sprachen einige Worte. Dann betrat der Baron das Landhaus. Der Bediente schloß die Thür und entfernte sich.

Valentin gab sich das Ansehen, als ob er eine Streifpartie durch den Forst machte. Er ging an dem Gitter hin, bis er eine Thür erreichte, die in den hinter dem Hause gelegenen Park führte. Diese öffnete er mit dem Schlüssel, den er von Martha empfangen hatte. Un-

bemerkt kam er in das Hinterhaus und von hier in die Villa.

„Valentin!“ flüsterte ihm die Wirthschafterin zu. „Gott sei Dank, daß Sie kommen. Der gute Gott hat Sie geführt.“

„Und meine Vorsicht. Ist der Patron gefährlich?“

„Der Baron von Frankenstein befindet sich bei meiner Herrin.“

„Wetter, der Baron!“

„Wir schwachen Frauen können uns nicht vertheidigen . . .“

„Jagen Sie den alten Bedienten fort, er ist ein Schuft. Nun, für heute will ich mit Beiden schon fertig werden. Rufen Sie, wenn es Zeit ist . . .“

„Kommen Sie, guter Freund.“

„Wohin?“

„In ein Zimmer, das an den Salon grenzt. Es ist doch gut, daß Sie ganz in der Nähe sind. Mir ist so angst, daß ich kaum weiß, was ich thue. Ach wäre doch der Herr Förster erst zurückgekehrt. Wir armen Frauen stehen ganz schutzlos da.“

Während dieses Gesprächs hatte Martha den Jäger in das Boudoir Melanie's geführt. Valentin stellte seine Büchse an ein Möbel, knöpfte seine Uniform auf und ließ sich behaglich auf dem dargebotenen Stuhle nieder.

Dann bewunderte er die prachtvolle Einrichtung. Martha hatte sich entfernt, um Erfrischungen zu holen.

Alphons und Melanie befanden sich in dem Salon. Die Angst der jungen Witwe läßt sich denken. Der Gewaltstreich, den der Baron am Todtenbette Gerhardt's verüben wollte, hatte klar bewiesen, wessen der Mann fähig werden konnte. Nun stand er ihr gegenüber, als ob Nichts vorgefallen wäre. Sie wußte nicht einmal recht, wie er ins Haus gekommen war. Bescheiden lächelnd hatte er ihr galant die Hand geküßt und sie Cousine genannt. Martha war eingetreten; sie näherte sich der Herrin und flüsterte ihr zu:

„Der Jäger ist zu unserm Schutze da. Fürchten Sie Nichts!“

Dann hatte sie ein Körbchen mit weiblichen Arbeiten genommen und sich entfernt. Melanie athmete auf. Sie beschloß nun, den Baron anzuhören, um seine Absichten kennen zu lernen. Ceremoniös bot sie ihm einen Sessel an; sie selbst ließ sich auf dem Sopha nieder. Der Baron flößte ihr in diesem Augenblicke mehr Widerwillen als Furcht ein.

„Die Freundschaft führt mich heute zu Ihnen,“ begann er zutraulich. Ich möchte darthun, daß mir unsere Verwandtschaft werth ist. Vielleicht wäre ich nicht gekommen, wenn ich weniger Interesse für die Witwe

meines Onkels hegte. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist . . . der größte Theil Ihres Vermögens schwebt in Gefahr. Der gute Gerhardt hat zu sorglos gehandelt, hat sich Leuten anvertraut, die seine Gutmüthigkeit gemißbraucht."

Er erzählte nun kurz und bündig den Proceß, den der Justizrath gegen Geyer eingeleitet.

„Auf die Quittung kommt Alles an," schloß er. „Sie ist auf eine räthselhafte Weise verschwunden. Man muß sie dem alten Herrn gestohlen haben."

Melanie hatte erstaunt zugehört.

„Sie berichten mir Dinge, die mir mein Rechtsanwalt bisher verschwiegen hat. Uebrigens vertraue ich vollkommen dem Justizrathe, der als ein tüchtiger Jurist allgemein bekannt ist."

„Rufen Sie alle Juristen der Welt zu Hilfe, sie werden im vorliegenden Falle Nichts ausrichten können. Das Gericht fordert Beweise . . . wer kann sie liefern? Der Förster Geyer war nicht minder ein rechtlicher Mann als Onkel Gerhardt. Und doch muß einer von Beiden, wenn die Klage entschieden wird, ein Betrüger sein. Kann der Justizrath seine Forderung durch Documente oder Zeugen nicht bekräftigen, so bleibt die Tochter Geyer's in dem Besitze des väterlichen Vermögens, das, wie ich schon bemerkte, einen wesentlichen Theil Ihrer Erbschaft ausmacht. Die Sache ist eigenthümlich,

ist bisher noch nicht vorgekommen. Sie sind von einem großartigen Verluste bedroht ..."

„Und was können Sie thun, um mich zu schützen?" fragte die Witwe.

„Dies mit Ihnen zu berathen bin ich gekommen. Die Ehre des todten Onkels schwebt mit dem Vermögen in Gefahr. Miß Douglas, die vor Ihnen diese kostbare Villa bewohnte, ward von dem Förster Geyer glänzend unterstützt ... Das weiß die Welt. Gerhardt will dem Förster große Summen geliehen haben ... Julia Douglas war einst die Geliebte unseres Onkels ... auch Dies ist in gewissen Kreisen zur Genüge bekannt ... der Vater Julia's, ein überspannter Engländer, hat testamentarisch verordnet, daß nur eine Madame Gerhardt die Capitalien erben solle, die er, Douglas, dem Bankhause Gerhardt übergeben ... denken Sie an ihre Trauung, bringen Sie diese mit dem Processe gegen Geyer in Verbindung, und Sie werden das Verfahren des todten Onkels in einem Lichte sehen ... kurz, man muß ihn der gemeinsten Speculation zeihen. Sie begreifen mich doch, Melanie? Der Förster Geyer und Julia Douglas stehen auf einer Seite ... Sie und der verstorbene Gemahl auf der andern. Es ist Ihnen wohl bekannt geworden, daß die testamentarische Clausel, Madame

Gerhardt betreffend, von dem Erblasser anders gemeint ist ..."

„Wie?"

„Douglas wollte, daß seine Julia Madame Gerhardt werde. Nun ist es Melanie geworden. Eine Madame Gerhardt konnte ja nur erben, und darum mußte eine solche geschaffen werden. Sie ward in dem Birkhahn geschaffen, ehe der Rentier verschied. Ich kam zu spät, um die Ceremonie zu verhindern, die Sie, meine arme Melanie, zur Genossin eines Frevels macht. Begreifen Sie nun meine Aufregung, die an Wahnsinn grenzte? Als ich das Taschenbuch des Verstorbenen an mich nehmen wollte, leitete mich nur der glühende Wunsch, Sie vor der Erkenntniß Dessen zu wahren, was Ihr Lebensglück, Ihre Gemüthsruhe vergiften mußte. Jetzt darf ich es Ihnen nicht mehr verschweigen. Ich möchte blutige Thränen weinen über die Verblendung des Onkels ... sein Streben war nur auf Erwerben gerichtet, seine letzte That war eine Speculation. In Folge des Processes wird man nach Ihrer Herkunft forschen ... Lisbeth Geyer, eine giftige Person, ist gereizt ... sie verkehrt viel mit dem hiesigen Gerichtsamtmann Bärwald, der ein Freund ihres verstorbenen Vaters gewesen ... wer kann die Resultate einer Agitation ermessen, die von erbitterten Feinden gegen Sie unternommen ist? Und

Sie sind schutzlos, stehen allein! Niemand wird Ihnen glauben, daß Sie blindlings den Anordnungen Gerhardt's gefolgt sind; aber Jeder wird geneigt sein, das Aergste von Ihnen zu denken. Melanie, begeben Sie sich unter meinen Schutz!"

„Und was können Sie für mich thun?" fragte befangen die junge Dame.

Der Baron rollte seinen Sessel dem Sopha näher.

„Zürnen Sie mir noch, Melanie?"

Er wollte ihre Hand ergreifen, die sie ihm entzog.

„Sie hegen immer noch den alten Groll, Melanie. Das ist ungerecht, unklug ... Um Sie aufzuklären, werde ich Ihnen sagen, was ich gegen Sie thun könnte, wenn ich Ihr Feind wäre, für den Sie mich zu halten scheinen. Ich könnte sagen: die Quittung des Försters Geyer ist mir nicht bekannt, ich habe sie weder bei Herrn Gerhardt noch sonst wo gesehen ... demnach kann ich kein Zeugniß für die Witwe Gerhardt ablegen; aber ich besitze einen Brief Gerhardt's, der beweist, daß Julia Douglas ihn haßt, daß die Dame seine Frau nicht werden will und daß sie ihn einen Kindesräuber nennt. Gerhardt beklagt sich nämlich in diesem Briefe über die Beschuldigungen Julia's, trägt ihr wiederholt seine Hand an und verweist auf das Testament ihres Vaters. Ihr Freund wird diesen Brief vernichten, Me-

lanie; Ihr Feind kann schweigen. Welche Stellung räumen Sie mir ein?"

„Wenn ich Sie nun für meinen Freund halte, Herr Baron?"

„So trete ich als Zeuge für Sie auf, verbrenne den Brief und stelle Ihre Ehre dadurch vollständig her, daß ich Ihnen den Titel der Baronesse von Frankenstein gebe. Melanie, ich habe Ihnen mehr als ein Mal meine Liebe geschildert . . . sie ist nicht schwächer geworden durch die Behandlung, die ich von Ihnen erlitten . . . nein, ich schwärme heute noch für Sie, wie ich stets für Sie geschwärmt habe. Ihre liebenswürdige Person ist mir Alles; mich kümmert Nichts weiter. Wer es wagt, die Baronesse von Frankenstein zu beleidigen, empfängt von mir die verdiente Züchtigung. Sie werden mir entgegenhalten, daß ich um einige Jahre älter bin als Sie sind . . . wenn nun Gerhardt nach der Trauung nicht gestorben wäre? Der Fall konnte leicht eintreten, und dann wären Sie die blühende Gattin eines abgelebten Greises gewesen! Reichen Sie mir getrost die Hand; eine Trauung mit mir ist minder gefährlich als die mit Gerhardt. Sie werden die Freiheiten genießen, die Ihre Jugend und Schönheit verlangt . . .

„Herr Baron!" rief Melanie entrüstet.

„Sie sehen, ich bin offen, ganz offen. Melanie wird mich, ihren Sklaven, beherrschen . . .“

„Wir werden nie unter einem Dache leben!“

„Verblendete!“ sagte Alphons mitleidig. „Hoffen Sie auf den jungen Förster Bärwald? Der Mann klebt zu ängstlich an verrosteten Vorurtheilen, als daß er die Tochter und Witwe Gerhardt's zu seiner Gattin machen sollte.“

Melanie's Entrüstung hatte den höchsten Grad erreicht.

„Ich kann sie nicht länger anhören!“ rief sie.

Der Baron legte sich auf die Lehne des Sopha und flüsterte der jungen Dame zu:

„Warum wenden Sie sich nicht vertrauensvoll an mich? Kein Anderer als ich kann Ihnen Vermögen und Ehre retten. Nehmen Sie die Sache nicht so leicht . . . der Staatsanwalt, dieser hellsehende Wächter über Moral und Recht, wird Sie bald vor die Schranken des Criminalgerichts ziehen. Das Aufsehen, das ein doppelter Proceß gegen die junge Witwe erregt, brauche ich wohl nicht zu schildern. Melanie, Sie stehen an einem Abgrunde!“ rief dringend der Baron. „Ich biete Ihnen, um Sie zu retten, die Hand, und Sie weisen mich trotzig zurück. Das muß nicht nur kränken, sondern auch beleidigen. Sie sind ein Glied unserer Familie; Sie

tragen den Namen Dessen, der sich einen Bruder meiner Mutter nannte. Folgen Sie der Stimme des ruhigen Verstandes, die Ihnen sagen muß ..."

Die junge Witwe hatte sich rasch erhoben.

„Hören Sie," rief sie würdevoll, „was mir diese Stimme sagt: Sie verfolgen einen eigennützigen Plan und suchen mich durch Drohungen einzuschüchtern; was Sie bei Herrn Gerhardt nicht erreicht, glauben Sie bei mir zu erreichen ... das Bild, das Sie mir gezeigt, ist ein elendes Schreckbild. Aber, Herr Baron, mögen Sie auch die Wahrheit gesprochen haben ... ich lasse es darauf ankommen. Treten Sie als Zeuge gegen mich auf .. die Schmach wird auf Sie zurückfallen, denn Sie können nur ein falscher Zeuge sein. Ihres Zeugnisses für mich bedarf ich nicht ... das Vermögen gebe ich willig hin, wenn mir nur die Ehre bleibt. Verlassen Sie mich, Herr Baron!" befahl sie gebieterisch. „Ich bereue, daß ich Ihnen so lange Gehör geschenkt habe."

Sie wandte sich entrüstet ab.

Der Baron, dessen Lippen unter dem Barte heftig zuckten, verblieb an seinem Platze.

„Ich nehme an," murmelte er, „daß Sie unüberlegt gesprochen haben."

„Nehmen Sie als sicher an, daß ich meine Meinung über Sie nicht ändere."

Melanie wollte sich entfernen.

„Halt!“ rief leise der Baron.

„Was wollen Sie noch? Kann ich Sie mit einer kleinen Summe unterstützen . . .“

„Stolzes, übermüthiges Weib!“ zischte Alphons. „Unterstützen? Ich habe das Recht zu fordern! Meiner Mutter gebührt das Vermögen, das Sie durch eine scheußliche List erschlichen haben. Der alte stumpfsinnige Onkel war leicht zu besiegen. Nehmen Sie die Feder!“

Melanie wandte sich verachtend ab und wollte gehen. Der Baron hielt sie an der Hand zurück.

„Sie schreiben eine Anweisung auf ihren Rechtsanwalt! Dann sind wir fertig . . . ich lasse Sie in Ruhe!“

„Ah, jetzt zeigen Sie sich!“

„Schreiben Sie!“ zischte Alphons, der die zitternde Frau zu dem Schreibtische ziehen wollte.

„Sie wenden Gewalt an in meinem Hause?“

„Ich zwinge Sie, Ihre Pflicht zu thun! Sie weisen mir das Capital an, das Gerhardt dem Förster Geyer geliehen . . . ich will in die Rechte des Klägers treten.“

„Unverschämter! Ich rufe Hilfe!“

„Man wird Sie nicht hören! Gegen die Anwei-

sung erhalten Sie den Brief Ihres Mannes . . . Schreiben Sie!"

Melanie hatte sich gewaltsam losgerissen; sie wollte nach dem Klingelzuge greifen. Der Baron vertrat ihr den Weg und zeigte ihr ein doppelläufiges Pistol, das er aus der Brusttasche seines Rockes gezogen hatte.

„Der erste Schuß," rief er drohend, „tödtet Sie, der zweite trifft mich! Ihre Perfidie hat Unglück über meinen Vater und mich gebracht . . . Geld will und muß ich haben!"

„Rasender!" stammelte entsetzt Melanie.

Der Baron zeigte eine furchtbare Kälte. Sein Gesicht war bleich geworden, seine Augen glühten unheimlich.

„Wählen Sie nicht lange . . . ich gehe entweder mit den geforderten Mitteln versehen, um meinen Vater aus dem Schuldgefängnisse zu bringen, das auch mir in Aussicht steht . . . oder . . . Rufen Sie nicht! unterbrach er sich rasch. Den geringsten Laut, den Sie ausstoßen, halte ich für ein Zeichen der Feindseligkeit . . . Weib, ich habe gerechte Ansprüche auf einen Theil Ihres Vermögens . . . meine Mutter war eine Gerhardt! Denken Sie daran und treiben Sie mich nicht bis zum Aeußersten. Mein Vater und ich, wir haben auf die Erbschaft gerechnet. Hätten Sie den alten

Mann durch Ränke und Tücke nicht gegen uns eingenommen, wir würden in dem Testamente bedacht sein. Schreiben Sie, schreiben Sie! zischte der Baron wie eine Schlange. Zögern Sie noch eine Minute, so krachen zwei Schüsse . . ."

Er drohte von Neuem mit der glänzenden Mordwaffe. Der Schreck hatte die arme Melanie fast besinnungslos gemacht. Sie streckte abwehrend die eine Hand aus, während Sie sich mit der andern an dem Tische hielt. Der Hilferuf, den sie ausstoßen wollte, erstarb ihr auf den Lippen. Sie hörte das furchtbare Knacken des Hahns. Ihre Kraft schwand . . . sie konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten.

„Wollen Sie schreiben?" fragte noch einmal der schreckliche Mann.

„Ich will, ich will schreiben!" hauchte wie sterbend Melanie.

„Schwören Sie zugleich!"

„Was soll ich schwören?"

„Daß Sie Jedem sagen, Sie hätten freiwillig mir einen Theil des Erbes abgetreten . . ."

Melanie lag am Boden auf den Knien. Mit Entsetzen las sie die Entschlossenheit in den häßlichen Zügen des Barons, dessen feste Hand das Pistol auf sie richtete. So nur konnte ein Mann aussehen, der von der

Verzweiflung zum Morde getrieben wird. Die Bedrohte konnte keinen Laut über die Lippen bringen, selbst wenn sie es gewollt hätte. Es fehlte ihr der Wille und die Kraft dazu.

Der Baron blickte jetzt durch den Salon. Wie ein Tiger sprang er nach der Thür des Boudoirs, die sich merklich von der Tapete unterschied. In demselben Augenblicke ward die Thür geöffnet. Valentin stand auf der Schwelle.

„Ah, so steht es hier?“ rief der Jäger.

Der Baron erhob das Pistol. Aber in demselben Momente traf Valentin's Hirschfänger den Arm des Rasenden. Die Waffe sank, sich entladend, zu Boden. Ein starker Schuß dröhnte durch den Saal. Melanie war ohnmächtig zusammengebrochen. Martha trat schreiend ein; sie warf sich jammernd auf die junge Herrin, die regungslos neben dem Tische lag. Valentin hatte mit starken Fäusten den Baron bei der Brust gepackt.

„Halt, Patron!“ rief er. „Mit einem Jäger wirst Du so leicht nicht fertig!“

„Berühre mich nicht, Elender!“

„Der Mann ist auch noch stolz!“

„Zurück! Zurück!“

Valentin schleuderte den Baron auf den Teppich, zog einen Riemen hervor, den er im Gürtel trug, und schnürte dem vor Wuth Heulenden die Hände zusammen.

„So mache ich es mit den Wilddieben!" murmelte er, auf den Baron knieend. „Und wenn Sie nicht gutwillig nach dem Dorfe zum Gerichtsamtmann wollen, treibe ich Sie mit dem Hirschfänger vor mir her. Merke Dir Das, Mörder!"

Der Jäger hatte sich erhoben. Alphons von Frankenstein lag gebunden am Boden. Nachdem er einige fruchtlose Versuche gemacht, die Hände zu befreien, verblieb er still und regungslos, das Gesicht zur Seite gewendet.

„Madame Gerhardt kann nicht verwundet sein," sagte Valentin ruhig; „sie ist nur in Ohnmacht gefallen."

„Gott sei Dank!" rief Martha. „Sie schlägt die Augen auf. Melanie, liebe Herrin, erheben Sie sich nur, es ist keine Gefahr mehr vorhanden."

„Dafür stehe ich ein," fügte der Jäger mit starker Stimme hinzu, „daß dieser gnädige Herr Ihnen Nichts mehr zu Leide thut. Ich bin da, Madame Gerhardt, ich bin immer da, und auf mich können Sie sich ver-

lassen! Sehen Sie nur um sich ... da liegt der Dieb; er kann keine Hand rühren."

Mit Hilfe Martha's hatte sich Melanie erhoben. Als sie den geknebelten Baron gesehen, bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen.

„Kommen Sie in ein anderes Zimmer!" bat die Wirthschafterin. „Der Anblick dieses Mannes ist unleidlich. Herr Valentin wird für das Weitere schon sorgen."

„Ganz gewiß!" rief stolz der Jäger. „Ich bringe Ihren Feind hinter Schloß und Riegel."

Melanie weinte laut.

„Ich thue Jedem nach Kräften Gutes," schluchzte sie, „und doch sucht man mich zu verderben! Martha, das ist ein trauriges Leben!"

„Aufgestanden!" rief Valentin. „Fort, hier ist das Amtsgefängniß nicht!"

Der Baron blieb regungslos.

Valentin neigte sich, um den Gebundenen emporzurütteln.

„Ich werde den Hirschfänger ziehen müssen," murmelte er ungeduldig, „um den Patron auf die Beine zu bringen. Er scheint harthörig geworden zu sein."

Und er griff nach dem Seitengewehre.

„Nein, nein!" rief Melanie erschreckt. „Sie haben

ihn mir ungefährlich gemacht . . . Das mag genug sein. Seine Mutter war ja die Schwester meines Wohlthäters!“ flüsterte sie der Wirthschafterin zu. „Die Verzweiflung hat ihn zu dem gräßlichen Schritte getrieben.“

Der Jäger war anderer Meinung.

„Soll denn ein solcher Frevel unbestraft bleiben?“ fragte er grollend. „Wollen Sie den Mann, der mit geladener Pistole Ihnen gedroht, ohne Weiteres laufen lassen? Wetter, Das wäre mir eine saubere Geschichte! Nein, dazu gebe ich meine Zustimmung nicht. Der Herr Förster würde sagen: Valentin, Du kennst ein Verbrechen und verschweigst es? Das ist eine Schande für den braven, ehrlichen Jäger!“

Nach diesen Worten griff er den Baron an die Schultern, hob ihn empor und stellte ihn auf die Füße. Da stand der Baron, dessen Hände auf dem Rücken zusammengeschnallt waren. Unter dem Barte hervor quoll Blut; er hatte sich vor Zorn und Scham die Lippen wund gebissen. Eine Leichenbläße bedeckte sein häßliches Gesicht. Das Haupthaar hing verwirrt über die niedere Stirn. Man konnte die Glatze sehen, die sich auf dem Schädel des Wüstlings bildete.

„Madame Gerhardt hat ihren Umgang gut ge-

wählt!" murmelte er. „Ich fordere, daß man mich so rohen Insulten ferner nicht aussetze."

Er suchte die Hände frei zu machen. Als er seine Ohnmacht fühlte, knirschte er mit den Zähnen.

„Mein Herr," sagte Melanie würdevoll, „Sie haben ein schlechtes Mittel angewendet, um mich Ihren Wünschen gefügig zu machen. Herr Gerhardt hat Sie genau gekannt ... Dies beweisen die Befehle, die er mir in Bezug auf Ihre Person hinterlassen. Für Sie kann ich Nichts thun ... Ihrem Vater werde ich durch meinen Rechtsanwalt die Freiheit erwirken. Nun gehen Sie! Der Jäger meines verlobten Bräutigams mag Ihnen das Geleit geben. Ich will nicht, daß man Sie der Sicherheitsbehörde überliefere und Sie zur Rechenschaft ziehe für den Frevel, den Sie in meinem Hause verübt; aber wagen Sie es nicht, meine Schwelle noch einmal zu betreten. Ich stelle mich von diesem Augenblicke an unter den Schutz der Behörde."

Valentin murrte laut über den Entschluß der jungen Dame.

„Er ist mir verwandt!" flüsterte Melanie ihm zu.

„Das weiß auch der Herr da! Sie sind zu gut, Madame!"

„Ich bitte, Herr Valentin, folgen Sie mir! Greift

mich mein Feind noch einmal tückisch an, so mögen Sie nach Belieben schalten und walten."

„Ich muß Ihnen wohl gehorchen; mein Herr hat es mir befohlen."

Die junge Dame zog sich in das Boudoir zurück. Martha folgte ihr.

„Nun, verehrter Herr," sagte der Jäger, „haben Sie es mit mir zu thun. Sie haben gehört, was geschehen soll . . . also vorwärts!"

„Befreien Sie mich von der Fessel!" sagte gebieterisch der Baron.

„Später, später, wenn ich es für gut befinde. Nun fort, Sie haben hier Nichts mehr zu schaffen."

Martha kam zurück und reichte dem Jäger die Büchse, die dieser über die Schulter warf, nachdem er das Schloß derselben geprüft.

„Herr Baron," sagte traurig die Wirthschafterin, „wie konnten Sie sich so weit vergessen! Melanie hat Ihnen nie ein Leid zugefügt . . ."

„Schweigen Sie!" rief wuthschäumend der Baron. „Sie sind ein falsches, heuchlerisches Weib . . ."

Valentin unterbrach den Redefluß des Zornigen, indem er ihn gewaltsam aus dem Salon führte. Auf dem Hausflur stand der alte Friedrich.

Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als er den gefesselten Baron erblickte.

„Siehst Du Diesen da?“ rief Valentin. „So wird es auch dem treulosen Diener ergehen, über den ich später Gericht halten will. Ich weiß recht gut, wer den gefährlichen Mann eingelassen hat.“

Der alte Bediente zitterte wie ein Blatt im Winde. Es war ihm unerklärlich, wie der Jäger in die Villa gekommen.

„Herr Baron!“ rief er leise, indem er sich ihm zu nähern suchte.

„Mit einem Arrestanten spricht man nicht!“ sagte barsch der Jäger und schob den Bedienten bei Seite. „Voran, Elender, und öffne das Gitter, daß Dein Genosse hinaus kann! Parire Ordre, oder mein Hirschfänger wird Dich gelenkig machen! Vorwärts, vorwärts!“

Die drei Männer verließen die Villa und schritten durch den kleinen Garten nach der Gitterthür, die Friedrich mit bebenden Händen verschloß. Valentin trat mit seinem Gefangenen in das Freie. Die Dämmerung, die bereits angebrochen, kam dem Baron zu statten. Einzelne Landleute, die vorübergingen und den Jäger grüßten, bemerkten seinen Zustand nicht. Valentin sprach kein Wort; er escortirte den Gefangenen bis an den Dorfweg.

„Wohin wollen Sie?" fragte er nun.

„Nach Sildorf. Sie werden mir den Weg zeigen."

„Mit Vergnügen. So, nun sind Sie frei!" murmelte der Jäger, indem er die Hände des Barons von den Riemen befreite. „Uebrigens gehen wir noch ein Stück Wegs mit einander."

Beide schlugen links den Pfad nach dem Walde ein. Zehn Minuten später kamen sie bei dem Försterhause an. Valentin blieb stehen.

„Herr Baron," sagte er, „gehen Sie den Weg geradeaus und Sie werden nach Sildorf kommen. Ehe wir uns trennen, ertheile ich Ihnen jedoch einen guten Rath."

„Sprechen Sie!"

„Kommen Sie nie wieder diesen Weg zurück, nähern Sie sich nie wieder jenem Landhause . . . ertappe ich Sie zum zweiten Male, so wandern Sie ohne Gnade in das Amtsgefängniß, wo die Wilddiebe zur Raison gebracht werden. Unser Gerichtsamtmann macht wenig Umstände. Fort! In fünf Minuten müssen Sie mir aus der Schußweite sein, oder . . ."

Der Baron hatte großen Respect vor den Drohungen des derben Jägers: er entfernte sich rasch und verschwand in dem Dunkel des Waldes.

„Ich hätte den Patron nicht laufen lassen!" dachte

Valentin, der nun seiner Wohnung zu schritt. „Die junge Dame ist gut . . . nun, der Herr Baron wird so bald nicht zurückkehren, er hat einen anständigen Denkzettel bekommen.“

Siebzehntes Capitel.

Seit dem Besuche des Barons in der Villa waren einige Tage verflossen. Melanie und Martha, von Valentin beschützt, hatten weitere Anfechtungen nicht zu erleiden gehabt. Die arme Witwe war betrübt; sie hatte keine Nachrichten von Georg erhalten. Martha suchte zu trösten und stellte die nahe Ankunft des Geliebten in Aussicht.

„Glauben Sie mir, er will Sie überraschen!" behauptete sie. „Ehe Sie es vermuthen, tritt der Herr Förster in das Haus und schließt Sie jubelnd in die Arme. Und Das ist auch recht. Was sich liebt, neckt sich, sagt ein altes Sprüchwort. Die Zeit kommt schon, in der das Scherzen und Necken aufhört. Aengstigen Sie sich doch nicht, mein liebes Kind; ich wüßte wahrlich keinen Grund, der Herrn Georg bewegen könnte, ein albernes Schweigen zu beobachten."

„Wer kann wissen, was in der Stadt über mich gesprochen wird!“ sagte Melanie seufzend. „Die Barone, Vater und Sohn, sind meine Feinde; sie werden Alles versuchen, um mir zu schaden.“

„Der Vater sitzt im Schuldgefängnisse, der Sohn flüchtet durch das Land . . . und dann ist Georg auch zu vernünftig, um bösen Einflüsterungen sogleich sein Ohr zu öffnen. Würden Sie sofort es glauben, wenn ein schlechter Mensch Ihnen sagte: der junge Bärwald hat sich eines Betrugs schuldig gemacht, ist Ihnen untreu geworden, weil er ein reiches Mädchen gefunden hat . . . würden Sie Das glauben? Sie kennen Ihren Georg, und Georg kennt Sie! Sollte übrigens der junge Herr wirklich Ihnen nicht vertrauen, so verdient er nicht, daß Sie sich um ihn grämen. Nein, nein, Sie ängstigen sich ohne Grund. Heute kommt entweder der Herr Förster oder ein Brief von ihm.“

Dieses kurze Gespräch fand am Morgen statt. Melanie suchte sich zu beruhigen und die Langweile durch Musik zu verscheuchen. Nachmittags kam der Pfarrer Cornelius. Der würdige Mann hatte lange die Villa nicht betreten. Melanie empfing ihn wie einen Vater, der Rath und Trost bringt. Sie theilte ihm Alles mit, den Besuch des Barons und die Forderungen, die dieser an sie gestellt.

„Sie werden ihm nichts gewähren," sagte der Pfarrer, „weil Sie es ohne Genehmigung Ihres Rechtsanwaltes füglich nicht können. Der Herr Baron ist ein bekannter Wüstling, der Ihre Güte mißbrauchen wird. Melanie, gestatten Sie mir, daß ich Sie so nenne . . . Sie haben mir nun Ihre materiellen Interessen anvertraut . . . gibt es nicht andere Dinge, die ich als Ihr väterlicher Freund wissen muß?"

Und dabei sah sie der Greis mit freundlich forschenden Blicken an.

Die Witwe erröthete. Dann küßte sie hastig die Hand des Seelsorgers.

„Sprechen Sie doch! Sprechen Sie doch!" mahnte Cornelius. „Sie haben ein Geheimniß auf dem Herzen, das Ihnen Kummer macht. Wenn ich trösten soll, muß ich alles wissen."

Sie beichtete wie ein Kind dem Vater. Eine Viertelstunde später kannte Cornelius die Liebe und den Kummer der jungen Dame.

„Georg, den ich wie einen Sohn liebe," sagte er dann, „verdient, daß er durch Ihre Hand glücklich werde. Ich zürne Ihnen nicht, mein Kind, daß Sie mir dieses Geheimniß verschwiegen haben . . . die zarte Knospe der Liebe will sich im Stillen entfalten . . . vertrauen Sie Ihrem Georg; er ist nicht der Mann, der auf den ersten

Blick verurtheilt. Mich mag er fragen, wenn er Zweifel hegt . . . ich werde ihm Aufklärung geben."

„Herr Pfarrer, nach dem, was Sie bis jetzt gethan, darf ich wohl annehmen, daß Sie früher schon zu meinem verstorbenen Wohlthäter in Beziehung gestanden. Beruhigen Sie mich," bat sie, „über meine Herkunft!"

„Das, mein Kind, ist mir jetzt noch nicht in dem Grade möglich, wie ich es wünsche. Aber die Zeit, so hoffe ich, ist nicht fern, welche volle Aufklärung bringt. Halten Sie fest an dem Glauben: Herr Gerhardt war ein Ehrenmann, der mit einer unerlaubten Handlung nicht aus der Welt scheiden konnte. In Bezug auf Georg kann ich Ihnen nur sagen: es ist ein Ehrenmann! Daß er Ihnen nicht geschrieben, wird wohl einen Grund haben, den er selbst rechtfertigen mag."

„Sie kennen den alten sonderbaren Mann, den man Vater Hannes nennt?"

„Ich kenne ihn."

„Wie soll ich sein Benehmen gegen mich deuten?"

„Deuten Sie es gar nicht, mein Kind!" antwortete der Pfarrer erregt. „Der Mann ist nicht bei Sinnen, wir Alle wissen Das! Ich bereue, Ihr Interesse für ihn erweckt zu haben. Kümmern Sie sich nicht um ihn, bleiben Sie ruhig und erwarten Sie die Ankunft Ihres Georg, dessen Examina nun vorüber sein müssen."

Nach dieser Versicherung brach der Pfarrer das Gespräch ab, nahm Hut und Stock und entfernte sich unter dem Vorwande, daß er vor der Abenddämmerung noch das Dorf erreichen müsse. Melanie gab ihm das Geleit bis an die Wiese. Beruhigt kam sie in ihr Boudoir zurück, wo sie Martha antraf, die ein Feuer in dem Ofen angezündet hatte.

„Hat der Pfarrer Sie getröstet?“ fragte die Alte.

„Er ist ganz Ihrer Meinung.“

„Das wußte ich. Und wie kann er auch anders, wenn er nur einigermaßen Herrn Gerhardt gekannt hat. Nun verkümmern Sie sich das Leben nicht, und seien Sie heiter und guter Dinge. Mit dem alten Friedrich, dem ich doch nun nicht mehr traue, wenn er auch gebückt wie ein reuiger Sünder durch das Haus schleicht und seine Unschuld versichert, mag Herr Georg Gericht halten. Wir schwachen Frauen wollen uns damit nicht befassen. Der Mensch mag in der Stadt die Pension verzehren, die ihm der selige Herr zugesichert hat.“

Melanie saß im Sopha. Der Schein des Feuers, der aus dem Ofen drang, röthete ihr Gesicht. Hätte Georg das reizende Wesen so sehen können! Ein Blick in ihr treues, thränenumflortes Auge würde ihn überzeugt haben, daß Tücke und Arglist ihr fremd seien. Die Wirthschafterin nahm an der Seite ihrer

jungen Herrin Platz. Sie pflegten beide in der Dämmerung beisammen zu sitzen, um zu plaudern. Heute sollte das Gespräch noch vertraulicher werden, als es bis jetzt gewesen. Es hatten dies nicht nur die Umstände, sondern auch die Zeit bewirkt. Melanie schloß sich mit jedem Tage der Alten inniger an.

„Sie haben wohl nie geliebt, Martha?" fragte sie melancholisch.

Martha seufzte.

„Wollen Sie damit andeuten, daß ich Ihren Herzenszustand nicht begreifen kann?"

Nun seufzte Melanie. Dann fügte sie hinzu:

„Es ist ein wunderbarer Zustand!"

„Auch ich habe ihn einst kennen gelernt."

„Sie, Martha?"

„Ja, ich!"

„Und sind nie verheirathet gewesen?"

„Weil der Mann, den ich liebte, mich betrogen hat."

„Das ist schändlich!"

„Jawohl! Aber was half's, ich mußte mich in Geduld fügen."

„Wüßten doch die Männer, was für Unheil sie durch Treulosigkeit anrichten!"

„Ich habe damals viel gelitten!"

„Und dann haben Sie sich getröstet?"

„Freilich!“

„Sie hätten den Unwürdigen vergessen und sich einen Andern wählen sollen!“ sagte Melanie.

Martha lächelte; sie wollte Etwas sagen, schwieg aber, als ob sie sich eines Bessern bedächte.

„Wie ist denn Das gekommen?“ fragte Melanie nach einer Pause.

„Sehen Sie, mein liebes Kind, die Männer sind nicht Alle wie dieser Christoph, den ich liebte. Glücklicherweise sind solche Leute selten.“

„Wohin ist der Treulose gekommen?“

„Ich weiß es nicht; aber annehmen läßt sich wohl, daß er längst untergegangen ist. Ein Mensch mit solchen schlechten Grundsätzen kann nicht weit kommen im Leben. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht, sagte mein selige Mutter.“

„Martha, ich möchte Ihre Geschichte kennen!“ rief Melanie.

„Sie ist eben so unerquicklich als kurz.“

„Erzählen Sie doch!“

„Mein Vater war ein armer Musiker, der auf mich Alles, was er erübrigen konnte, verwandte. Das war freilich nicht viel; aber ich erhielt doch eine gute Erziehung. Ich sollte nämlich Gouvernante werden. Schon in meinem neunzehnten Jahre suchte mich das

Schicksal schwer heim. Montags starb der Vater, Sonnabends starb die Mutter.“

„Arme Martha!“

„Da stand ich allein in der Welt, ohne Stütze, ohne Rathgeber. Als ich die wenigen Möbel verkauft hatte, blieb mir ein Vermögen von fünfzig Thalern. Ein Unterkommen, wie ich es wünschte, war nicht gleich zu finden; ich entschloß mich demnach, Krankenwärterin bei einer Witwe zu werden, die eine zuverlässige Person suchte. Der Tod, der mir die Eltern entrissen, sollte nun auch einmal als Versorger erscheinen. Nachdem ich die Witwe ein halbes Jahr gepflegt, starb sie. Aus Dankbarkeit hatte sie mir ihr ganzes Vermögen vermacht, das aus zweitausend Thalern bestand. Die Pension, die sie bezogen, fiel natürlich weg. Wer war glücklicher als ich! Die Erbschaft erschien mir so groß wie eine Million. Nun fand sich auch ein Liebhaber. Es war ein weitläufiger Verwandter der verstorbenen Witwe. Christoph Hartmann war ein hübscher Junge von zwanzig Jahren. Er kam vom Lande, um in der Stadt zu studiren. Als ich ihm sagte, daß seine Tante gestorben wäre, traten ihm die Thränen in die Augen. Zugleich sagte er mir, daß er seine Hoffnung auf die Tante gesetzt hätte, die zugleich seine Pathe wäre. Nach vierzehn Tagen hatte ich Christoph so lieb gewonnen, daß ich mich ent-

schloß, ihm die Tante zu ersetzen. Einen Monat später nannten wir uns Braut und Bräutigam und gelobten uns ewige Treue. Ich gab ihm von meiner Erbschaft die Mittel, daß er ordentlich studiren konnte, und er gab mir das heilige Versprechen, mich zu heirathen, sobald er eine Stelle hätte. Sehen Sie, mein liebes Kind, nun kam die Zeit, die mit der Ihrigen Aehnlichkeit hatte. Ach, wie lieb war mir mein Christoph geworden, wie sehnte ich mich nach ihm, wenn ich allein war, und wie freute ich mich, wenn er in mein Stübchen trat. Für ihn hätte ich mein Leben gelassen, und Dem, der mir gesagt, Christoph ist ein Gleisner, hätte ich ins Gesicht gelacht, hätte ihn einen erbärmlichen Verleumder genannt. Eine Nachbarin ließ mitunter ein Wort fallen und ermahnte mich, vorsichtig zu sein; sie wollte meinen Bräutigam in lockerer Gesellschaft gesehen haben. Aber ich achtete Dessen nicht und ließ den Geliebten ausstudiren. Da er ein gescheidter Mann war, hatte er ein prächtiges Examen gemacht. Das war ein Tag, als er mir sein Zeugniß brachte! Und gleich darauf bekam er auch eine Anstellung in einem großen Dorfe. Er reiste ab, um die ersten Einrichtungen zu treffen. Waren meine zweitausend Thaler auch bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen, so hatte ich doch einen verlobten Bräutigam, der mich bald als Frau heimführen konnte. Ich hatte ihm noch eine hübsche

Summe als Reisegeld und zum Ankauf von Möbeln gegeben. Nun arbeitete ich an meiner Ausstattung. Ach, das waren schöne Stunden, die ich allein in meinem Stübchen verbrachte. Ich träumte von einer glücklichen Zukunft, von einem stillen Leben auf dem Lande und sah mich schon im Geiste als thätige Hausfrau. Anfangs kamen auch Briefe von meinem Christoph; klagte er darin auch über die schlechte Stelle, so ward ich doch nicht entmuthigt, ich ermahnte ihn zur Ausdauer und Geduld und versicherte, daß ich mich mit Dem begnügen würde, was er mir bieten könne. Es war ja natürlich, daß man dem jungen Manne, so tüchtig er auch war, nicht sofort eine bedeutende Stelle geben würde. Nichts Arges ahnend saß ich eines Tages in meinem Stübchen. Ich arbeitete gerade an meinem Brautkleide. Da trat ein bildschönes junges Mädchen ein. War es auch sehr bescheiden gekleidet, so zeigte es doch eine nicht gewöhnliche Bildung. Mit gepreßter Stimme fragte die Fremde mich nach meinem Namen . . . es kam zu Erklärungen, und ich erfuhr, das Constanze die Geliebte Christoph's war. Sie hatte sich längst mit ihm verlobt und wartete, wie ich, auf die Heirath. Wir zeigten gegenseitig unsere Briefe und kamen zu der Erkenntniß, daß Christoph ein gemeiner Betrüger war. Mir hatte er daß Geld abgenommen, und Constanzen, der er seine Stelle über Alles rühmte, wollte er heirathen. In dem letzten

Briefe den er an sie geschrieben, drohte er sogar, sich zu erschießen, wenn sie ihr Wort nicht hielte. Weinend entfernte sich Constanze, die, wie ich später erfahren, eine arme Putzmacherin war. Nun schrieb ich einen Brief an Christoph. Nach vier Wochen erhielt ich die Antwort, daß er Deutschland verlassen habe, weil sein schönster Plan gescheitert sei. Mein Geld würde er mir zurückzahlen, wenn er Glück gehabt hätte; auch gebühre ihm ja die Hälfte der Erbschaft, da die Verstorbene die mich so reich bedacht, seine Tante gewesen. Herr Christoph Hartmann zeigte sich in seiner ganzen Verworfenheit. Das Beste, wozu ich mich entschließen konnte, war, zu schweigen, damit ich nicht noch ausgelacht würde. Von Constanze hörte ich, daß sie sich aus Verzweiflung das Leben genommen habe. Für mich begann nun eine traurige Zeit; ich mußte um Lohn dienen. Endlich kam ich zu Herrn Gerhardt, bei dem ich, wie Sie wissen, lange geblieben bin.

„Und von dem treulosen Christoph haben Sie nie wieder gehört?"

„Nie! Es hat wohl so kommen sollen, denn an seiner Seite wäre ich gewiß recht unglücklich geworden. Damit habe ich mich stets getröstet. Wenn der liebe Gott eine Ehe will, so wird sie geschlossen, und wenn sich die ganze Welt dagegen stellt."

Nun ward es still. Die beiden Frauen saßen sinnend

auf dem Sopha. Martha ärgerte sich heute noch über ihre Leichtgläubigkeit, und Melanie dachte an ihren Georg, denn sie aufrichtig liebte.

Um diese Zeit trat der Gerichtsamtmann Bärwald in das Arbeitsstübchen des Pfarrers. Cornelius streckte dem Freunde beide Arme entgegen.

„Ein seltener Besuch!“ rief er. „Willkommen, Freund, willkommen!“

„Danke!“

„Bärwald, wie siehst Du aus? Ist Dir ein Unglück zugestoßen?“

„Freund Cornelius, ich bringe eine Hiobspost.“

„Laß hören.“

„Die Trauung, die Du vorigen Herbst im Birkhahn vollzogen, macht in der Stadt großes Aufsehen. Man behauptet, Melanie sei die leibliche Tochter Gerhardt's.“

Der Greis fragte betroffen:

„Wer behauptet das?“

„Mir ist gegen Abend ein Schreiben der vorgesetzten Behörde zugegangen, in welchem mir Auftrag wird, die junge Witwe und Dich zu vernehmen, überhaupt die strengsten amtlichen Nachforschungen anzustellen und das Ergebniß sobald als möglich zu berichten.“

„Das ist seltsam! Es muß demnach eine An-

klage erhoben sein. Man gönnt der jungen Dame das große Vermögen nicht."

„Cornelius," sagte ernst der Gerichtsamtmann, meine Dienstpflicht geräth mit der Freundschaft in Collision. Nach Allem, was vorliegt, muß ich schließen, daß Du Dich einer Sorglosigkeit schuldig gemacht, die böse Folgen haben kann. Da ich Dich kenne, begreife ich Dich. Du hast es nicht über Dich gewinnen können, dem Sterbenden den letzten Willen nicht zu erfüllen. Von einer Bestechung kann unter allen Umständen nicht die Rede sein."

„Deff' ist Gott mein Zeuge!" rief der Pfarrer.

„Es bedarf der Versicherung nicht, alter Freund! Bleiben wir bei der Sache."

„Bleiben wir dabei. Ich hätte Dich morgen oder übermorgen doch besucht, Bärwald, um Dich zu bitten, mir bei Feststellung der Person Melanie's behilflich zu sein."

„Du weißt nicht, wer sie ist?"

„Ich weiß nur, daß sie eine Pflegetochter Gerhardt's ist."

„Und Das glaubst Du auf die erste Versicherung hin?"

„Der Mund eines Sterbenden kann nicht lügen. Was man mir in der Beichte anvertraut, ist die Wahr-

heit, muß die Wahrheit sein. Hätte ich die Trauung nicht sofort vollzogen, ich würde den Sterbenden an der Vollbringung eines guten Werkes gehindert haben. So habe ich, wie es meine Pflicht ist, ein gutes Werk gefördert. Was forderst Du nun als Gerichtsamtmann?"

„Beweise dafür, daß Melanie nicht die leibliche Tochter Gerhardt's ist."

„Um Dies zu beweisen, müßte man darthun, wer ihre Eltern sind. Es wird Dies schwer, doch nicht unmöglich sein. Ich zähle dabei auf Deine Hilfe. Die Ereignisse drängen mich zu handeln, ich würde sonst noch unthätig geblieben sein. Gerhardt wird mir verzeihen, wenn ich Dir, dem Freunde, das Geheimniß anvertraue. Ich muß die Ehre meiner Person, muß die Würde meines Standes wahren. Setze Dich und höre mich ruhig an."

Cornelius erzählte nun, was der Leser aus der Unterredung des würdigen Mannes mit Vater Hannes erfahren hat.

„Und wer hat Dir diese Verhältnisse mitgetheilt?" fragte der staunende Amtmann.

„Eine Schrift, die Gerhardt mir übergeben . . . ich verwahre sie sorgfältig in meinem Schranke. Der tolle Hannes will nicht sprechen aus Rache an dem

vermeintlichen Zerstörer seines Glückes. Du siehst, Freund, daß ich es wohl wagen durfte, die Trauung vorzunehmen. Ich bitte Dich, begleite mich zu dem alten Hannes."

„Jetzt?"

„Auf der Stelle. Die Angelegenheit läßt mir keine Ruhe. Ich habe auch sonst noch Gründe, einen Abschluß herbeizuführen."

Die beiden Männer verließen das Pfarrhaus. Unterwegs gab Cornelius dem Freunde so viel der Erläuterungen, als dieser bedurfte, um wirksam sein zu können. Bald erreichten sie die Hütte des alten Wilddiebes. Sie lag so still, als ob das Leben in ihrer Nähe völlig erstorben sei Der Pfarrer sah durch das Fenster im Giebel. Das Stübchen war erleuchtet. Vater Hannes, in seinen Schafpelz gehüllt und eine mit Marder verbrämte Mütze auf dem Haupte, stand neben dem Tische und lud sein Gewehr. Man hörte deutlich die klappenden Stöße des Ladestocks in dem Laufe. Der Pfarrer theilte Dies dem Amtmann mit, der nun zur Eile mahnte. Man klopfte an die Thür. Der Alte selbst, der das Häuschen verlassen wollte, öffnete. Er mochte die beiden Männer nicht sofort erkennen. „Wer ist da?" fragte er barsch.

„Der Pfarrer, mein Freund!“ antwortete Cornelius. „Bleiben Sie, ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Ich kann nicht, muß fort . . . Platz da!“

Er schob den Pfarrer bei Seite. Nun stieß er auf den Gerichtsamtmann.

„Kennen Sie mich, Hannes?“ fragte Bärwald barsch.

„Ich glaube, Sie sind der Gerichtsamtmann.“

„Der bin ich, und als solcher befehle ich Ihnen, das geladene Gewehr bei Seite zu setzen und mir zu antworten. Gehen Sie zunächst in die Stube zurück!“

Hannes konnte sich nicht entschließen, sofort Folge zu leisten; als Bärwald jedoch seinen Befehl wiederholte, trat der Alte zurück und öffnete die Thür des Stübchens, das Katharine erschreckt verließ. Die drei Männer waren nun allein. Hannes betrachtete die unwillkommenen Gäste mit mißtrauischen Blicken. Ehe er sich in seinem Stuhle niederließ, stellte er das Gewehr so an den Ofen, daß er es leicht mit der Hand erreichen konnte. Dann verblieb er regungslos, die hageren Hände wie zum Gebete verschlungen. Nach einer kurzen Einleitung widerholte der Pfarrer mild und freundlich die Fragen, die er, wie wir wissen, schon früher vergebens an den Alten gerichtet hatte. Es schien, als ob Hannes taub sei. Melancholisch blickte er vor sich

nieder; kein Muskel seines Gesichts zuckte, kein Glied seines hagern Körpers bewegte sich.

„Johannes Libau!“ rief plötzlich der Gerichtsamtmann. „Ertheilen Sie freiwillig die Antworten, die man von Ihnen fordert oder ich werde Sie als einen Kinderräuber verhaften lassen. Das Amtsgefängniß soll die nächste Nacht schon Ihre Wohnung sein.“

„Holla!“ fuhr Vater Hannes auf. „Liegen Beweise vor, daß ich ein Kind geraubt habe?“

„Beweise werde ich beibringen,“ entgegnete fest der Gerichtsamtmann. „Der Verdacht allein schon gibt mir das Recht, Sie in Haft zu nehmen. Für jetzt noch habe ich Gründe, rücksichtsvoll mit Ihnen zu verfahren. Woher ist Ihnen das Kind gekommen, das Sie Herrn Gerhardt übergeben haben?“

„Gerhardt! Gerhardt!“ murmelte der Alte, indem er krampfhaft mit beiden Händen die Lehne des Stuhles ergriff.

Ein bitterer Groll durchbebte den Greis bei Nennung dieses Namens. Bärwald, ein gewiegter Inquirent, benutzte die Aufregung des Alten.

„Der reiche Gerhardt ist todt,“ sagte er gleichgiltig, „die Witwe Gerhardt, und diese ist keine andere als die Melanie, hat das große Vermögen geerbt, das auf unerklärliche Weise erworben worden. Gelingt

es mir darzuthun, das Gerhardt aus Speculation sich mit seiner eigenen Tochter hat trauen lassen . . .“

„Was geschieht dann?“ fragte Hannes hästig, indem er den hagern Hals schnell emporstreckte.

„Die Trauung wird für null und nichtig erklärt und das verbrecherisch erworbene Vermögen fällt dem Staate anheim.“

Hannes hatte den Oberkörper weit vorgebogen. Seine Augen glühten unheimlich als er fragte:

„Nicht dem Baron von Frankenstein? Antworten Sie, Herr Gerichtsamtmann, antworten Sie! Ich weiß, Sie sind ein guter Rechtsverständiger . . . kann der Baron einen Thaler von dem Vermögen erben?“

„Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß er die Hälfte desselben durch einen Proceß an sich reißt, den er bereits erhoben hat. Wird indeß rechtsgiltig dargethan, daß Gerhardt sich mit seiner eigenen Tochter vermählt hat, um dieser eine große Summe zu sichern, wird überhaupt jene abenteuernde Melanie nicht als die Witwe Gerhardt anerkannt — und Dies muß von Rechts wegen geschehen, da ein Vater seine Tochter nicht heirathen kann, auch wenn sie nicht aus rechtmäßiger Ehe stammt — so wird das Criminalgericht ein Urtheil fällen, das Schimpf und Schmach auf das Andenken des ehrlos speculirenden Banquiers wirft.“

„Schimpf und Schmach auf den Banquier?" wiederholte keuchend Hannes.

„Und mit vollem Rechte!" fuhr ruhig Bärwald fort. „In einem christlichen Staate darf nicht geduldet werden, daß man mit heiligen Dingen speculire. Die Bande der Familie werden erschüttert, und auf der Familie ruht der Staat. Herr Libau, ich bin ein Diener des Staates und habe über die Sicherheit desselben zu wachen ... unterstützen Sie mich in der Ausübung meiner Berufspflicht ... ich verspreche Ihnen dagegen, daß Ihnen keinerlei Unannehmlichkeiten erwachsen."

Hannes sah die beiden Männer an. Eine unheimliche Freude blitzte aus seinen Augen.

„Muß ich Ihnen noch mehr sagen?" fragte Bärwald.

„Nein, nein!"

„Haben Sie Rücksichten auf Gerhardt zu nehmen?"

„Nein, o nein!"

„So ziehen Sie einen unerhörten Frevel an das Tageslicht, den die Gesetze schwer bestrafen."

„Herr Gerichtsamtmann ..."

Der Alte konnte vor Erregung kaum sprechen. Er schöpfte tief Athem, dann erhob er sich und rief laut und fest:

„Melanie ist die leibliche Tochter Gerhardt's!

Und ich, ich, Johannes Libau, werde es beweisen! Klagen Sie den Elenden an, Herr Gerichtsamtmann! Ich trete als Zeuge auf, ich weiß, woher das Mädchen gekommen ist. Soll ich Ihnen das Haus zeigen, in dem die schöne Julia gewohnt hat? Wollen Sie den Ort sehen, wo die Wiege gestanden? Soll ich Ihnen das Kreuz zeigen, das an dem Halse des Kindes gehangen? Hier ist es, der Name der Mutter steht daran!"

Er riß den Wandschrank auf, holte ein Kästchen hervor, das er öffnete, und gab dem Gerichtsamtmann ein goldenes Kreuz mit einer feinen Kette.

„Und Julia Douglas," fügte er zornbebend hinzu, „war die Geliebte Gerhardt's! Ich werde es vor Gericht beschwören!"

Bärwald prüfte das Kreuz.

„Mein Freund," fragte der Pfarrer, „haben Sie nicht Gerhardt das Mädchen zugesendet?"

„Ja!"

„Zu welchem Zwecke?"

„Ich mußte ins Zuchthaus, konnte das Kind nicht mehr ernähren."

„Zu welchem Zwecke? Warum übergaben Sie es gerade Gerhardt?"

„O, die Geschichte ist sehr einfach. Ich kam aus dem Walde. wollte nach meinem Häuschen zurück. Da

Da ward ich recht krank. Ich war des Lebens müde und wollte gern sterben. Das mochte Gerhardt erfahren haben, denn er trat plötzlich an mein Krankenbett. Es war im verflossenen Herbste, der Wind heulte ... Gerhardt beschwor mich um Auskunft über Marien, er bat, daß ich nicht aus der Welt gehen möchte, ohne ihm das Geheimniß mitgetheilt zu haben, das ich allein nur kenne. Es sei zum Besten des verwaisten Mädchens ... er jammerte und sank an meinem Bette nieder ... Das war eine große Genugthuung für mich!" rief Vater Hannes, die große magere Hand auf die Brust legend. „Wie er an meinem Sterbebette, war auch ich einmal in Verzweiflung, und da antwortete er mir, seine Schwester sei zu Höherem bestimmt als dazu, die Frau eines Krämers zu werden. Da sah ich den stolzen Mann vor mir auf den Knien liegen, versichernd, daß er damals verblendet gehandelt, daß er sich durch den Baron habe bestechen lassen und daß er seinen Hochmuth bitter bereue. Er bat mich bei allen Heiligen um Verzeihung. Aber ich konnte ihm nicht verzeihen, wenn ich auf mein qualvolles Leben zurückblickte ich wollte auch nicht, den ich hatte es mir geschworen. „Kommt morgen wieder!" rief ich ihm zu. Das Morgen glaubte ich nicht mehr zu erleben, denn ich fühlte, daß der Tod mich in der Nacht abberufen werde. Gerhardt

verließ mein Stübchen. Ich sehe ihn noch, wie er der Thür zu schwankte, höre noch, wie er eine furchtbare Drohung murmelte, mich Kindesräuber und Verbrecher nannte und die Thür heftig zu schlug. Er kam nicht wieder. Mich verschonte der Tod. Ich ward wieder gesund. Später hörte ich, er sei gestorben und habe sich mit Melanie trauen lassen. Dann kam die Witwe und wollte mich bestechen ... ich sollte wohl schweigen, wenn ich ihre Wohltaten angenommen ... nein, in alle Welt will ich es jetzt ausrufen: Gerhardt war ein doppelter Verbrecher, dessen Andenken mit Schmach beladen werden muß. Ich habe nicht daran geglaubt, daß jede Schurkerei sich selbst bestraft; jetzt glaube ich daran. Und zweifeln Sie, daß Melanie Marie, daß Marie die Tochter der Miß Douglas ist, so betrachten Sie den kleinen Finger der linken Hand der Witwe Gerhardt ...

„Was ist es damit?“ fragte Bärwald.

„Er hat eine große Narbe, die sich das Kind durch einen scharfen Beilhieb zugezogen. Der kleine Finger klafte auseinander ... der Dorfhirt hat die Wunde geheilt, aber die Narbe muß geblieben sein.“

„Sind Sie bereit, Herr Libau, sagte der Gerichtsamtmann, Ihre Aussagen an Gerichtsstelle zu wiederholen und eidlich zu erhärten?“

„Ja!“

„Finden Sie sich morgen früh in der Amtsstube ein.“

„Ich werde kommen, ich komme sicher!“

„Besitzen Sie sonst noch Documente, die sich über den Fall aussprechen?“

„Auch Documente sind vorhanden.“

Hannes trat wieder zu seinem Schranke. Er brachte ein Papier, das er dem Gerichtsamtmanne gab.

„Diesen Brief hat Gerhardt geschrieben, die Handschrift ist nicht zu verkennen.

„Wie haben Sie den Brief erhalten?“

„Ich habe ihn von der Magd Julia's gekauft. Lesen Sie, lesen Sie . . . Heinrich Gerhardt ist Feuer und Flamme; er beschwört die Geliebte, sich ihm zuzuwenden und ihn die Hand zu reichen, damit Melanie einen ehrlichen Namen und Julia das väterliche Vermögen erhalte. Sind Sie nun überzeugt, Herr Gerichtsamtmann? Liegt es nicht klar am Tage, daß Gerhardt ein verächtlicher Speculant war, der mit den edelsten Regungen der Menschenbrust spielte, wie mit Banknoten und Actien? Entlarven Sie den Heuchler, der sich listig in das Gewand des ehrlichen Mannes zu hüllen verstand . . . ich, Johannes Libau, trete als Ankläger auf. Aber sorgen Sie auch, daß der Baron leer ausgehe, denn er ist eben so schlecht wie sein Schwager.“

Bärwald erinnerte noch einmal, daß Hannes sich pünktlich an Gerichtsstelle einfinden möge, dann verließ er, gefolgt von dem Pfarrer, das Häuschen. Beide gingen rasch dem Dorfe zu. Der Zweck war erreicht: sie wußten jetzt, daß die Witwe Gerhardt die Tochter Julia's war. Was die Ermahnungen des Pfarrers nicht vermocht, hatte die List des Juristen bewirkt: der rachsüchtige Hannes hatte gesprochen.

Kaum waren die Männer verschwunden, als eine Gestalt von dem Giebelfenster zurücktrat und schwankend den Weg nach dem Forste einschlug. Es war der Förster Georg Bärwald, der in dem Augenblicke aus der Postexpedition getreten, als der Gerichtsamtmann und der Pfarrer vorübergingen. Von einer Ahnung getrieben, daß der späte Gang der Beiden Melanie betreffe, war er vorsichtig gefolgt und hatte an dem Fenster die soeben beschriebene Scene belauscht. Wie betäubt taumelte er durch die Nacht; ihm war ja die Gewißheit geworden, daß Melanie die Tochter Gerhardt's sei und einer strafbaren Handlung wegen dem Criminalgerichte anheimfalle. Die Gerüchte, die ihm in der Stadt zu Ohren gekommen, fand er hier furchtbar bestätigt. Und sein eigener Vater mußte von Amts wegen einschreiten. Der redliche Pfarrer hatte zu viel auf die Rechtlichkeit des sterbenden Gerhardt getraut. Die Con-

sequenzen aller dieser traurigen Verhältnisse ließen sich kaum ermessen. Und er, der arme Georg, hatte Geld angenommen von der listigen Witwe, die ohne Zweifel bemüht war, einen neuen Ehebund zu schließen, bevor ihre Intriguen, die sie gemeinschaftlich mit dem Verstorbenen verübt, an das Licht gezogen würden. Alles sprach gegen sie, Nichts zu ihrer Rechtfertigung.

„Wäre sie arm, aber rein von der Schuld," dachte Georg, „ich würde der glücklichste Mensch sein!"

Er kam bei dem Försterhause an. Durch die Spalten der Fensterläden schimmerte Licht. Kaum hatte er die Hand nach der Thür ausgestreckt, als die Hunde fröhlich zu bellen begannen. „Ich komme!" donnerte des Jägers Stimme in dem Innern des Hauses. Dann ward die Thür geöffnet.

„Herr Förster!" rief der erstaunte Valentin.

Jubelnd, von den vor Freude heulenden Hunden begleitet, führte er seinen jungen Herrn in das Zimmer. Hier umarmte er ihn wie der Vater den Sohn.

„Aber was ist Das, Herr Förster?" rief er zurücktretend. „Sie sehen so bekümmert, so angegriffen aus ... ist das Examen nicht nach Wunsche ausgefallen?"

Georg warf sein Taschenbuch auf den Tisch.

„Hier ist mein Anstellungsdecret; ich bin Förster in Sildorf!"

„Dachte ich es mir doch!“ rief Valentin. „Gratulire von Herzen, Herr Förster! Wird sich Ihre Melanie freuen, die mit Leib und Seele an Ihnen hängt. Das ist eine Frau, ganz für Sie geschaffen! Wetter, ich habe sie kennen gelernt! Aber, Herr Förster, Sie bringen einen Kummer mit ... heraus mit der Sprache: was bedrückt Ihr Herz? Der hat es mit mir zu thun, der Ihnen ein Leid zufügt!“

„Laß Das, braver Valentin!“

„Ich muß wissen, was Ihnen geschehen ist.“

„Später wirst Du es erfahren.“

„Gut. Wollen Sie essen?“

„Nein.“

„Wetter, Ihnen ist der Appetit vergangen?“

„Erzähle mir zunächst, was hier geschehen ist.“

„Das sollen Sie haarklein erfahren; machen Sie es sich bequem und legen Sie sich auf das Sopha.“

Nun erzählte Valentin ausführlich, daß er den Brief übergeben, wie der Baron eine Gelderpressung bei der jungen Witwe versucht, nachdem er mit seinem Heirathsantrage abgewiesen, und wie Melanie ihn, den Förster, ihren verlobten Bräutigam genannt habe. Dann schilderte er das Benehmen des edlen Herrn und wie er ihn dagegen behandelt. Mit der Frage: „habe ich so recht gethan?“ schloß er seinen drastischen Vortrag.

„Ganz recht. Also ihren verlobten Bräutigam hat sie mich dem Baron genannt?“

„Und mit einem Stolze, der mich herzlich gefreut hat. Aber Ihnen, Herr Förster, scheint es nicht recht zu sein?“

Georg gab ausweichende Antworten, schützte Müdigkeit vor und ging zu Bett. Valentin war eben so betrübt wie sein Herr. Er hatte Melanie lieb gewonnen, stellte sie viel höher als Lisbeth, hatte schon von einer Zukunft geträumt, und nun schien alles zu Wasser werden zu wollen. Einen kräftigen Weidmannsfluch zwischen den Zähnen murmelnd suchte er seine Kammer auf. Schon zeitig am nächsten Morgen bereitete er das Frühstück, das fertig auf dem Tische stand, als Georg das Zimmer betrat. Nach dem ersten Morgengruße folgte eine Pause. Dann sagte Valentin, der ab und zu gegangen war:

„Herr Förster, ich habe Madame Gerhardt versprochen, oder vielmehr der Haushälterin, Ihre Ankunft sofort zu melden. Wollen Sie, daß ich mein Versprechen halte?“

„Ich selbst werde gehen; aber erst diesen Abend. Niemand braucht zu wissen, daß ich angekommen bin. Du magst den Forst begehen; ich muß ruhen.“

Kopfschüttelnd trat Valentin seinen Dienst an. Georg besorgte, um sich zu zerstreuen, die schriftlichen Arbeiten, die behufs Abtretung seines alten Postens nöthig geworden. Nachmittags ging er nach dem Dorfe, er mußte sich dort den Eltern zeigen und das Resultat seines Examens melden. Die Mutter, die auf dem Hausflur beschäftigt war, sah ihn zuerst. Georg schloß sie gerührt in die Arme. Noch erzählte er von seinem glücklichen Examen, als die Thür der Amtsstube sich öffnete und Vater Hannes heraustrat. Der lange hagere Mann grüßte nicht, kalt und gemessen verließ er das Haus; er empfand das schrecklich freudige Gefühl befriedigter Rache. Georg bebte zusammen; er hatte den furchtbaren Ankläger Melanie's gesehen. Und sein eigener Vater, der durch das Geld Melanie's einer peinlichen Verlegenheit entrissen, hatte die Anklage protokollirt und dem Ankläger den Eid abgenommen. Traurig folgte er der Mutter in das Zimmer. Auch der Gerichtsamtmann erschien nun, die frohe Kunde von der Anstellung des Sohnes zu empfangen. Bärwald, der Vater, war heute guter Laune, wie er seit langer Zeit nicht gewesen; er spielte lächelnd auf die Beschleunigung der Hochzeit an. Georg wähnte natürlich, daß man an eine Verbindung mit Lisbeth denke. Die Situation war ihm zu peinlich; er verließ unter dem Vorwande einen Theil des Forstes zu durch-

streifen, das Amtshaus und suchte die einsamsten Wege auf. Hätte der Träumer mit seinem Vater ein offenes Wort geredet, er würde eine beglückende Aufklärung erhalten haben.

Achtzehntes Capitel.

Der entlassene Gerichtsschreiber Hardt kam, während Georg sich in dem Amtshause befand, von Sildorf. Rasch ging er an dem Försterhause vorüber, als ob er fürchtete, von Valentin gesehen zu werden, und eilte über die Wiese der Villa zu. Der schlaue Agent, der bei Lisbeth Mangel an Geld entdeckt hatte, wollte nun ein großes Gechäft mit der Witwe Gerhardt zum Abschlusse bringen. Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß er die gestohlene Quittung zu verkaufen beabsichtigte. Der Operationsplan war reiflich überlegt und sollte nun ohne Aufschub zur Ausführung gebracht werden. Friedrich öffnete ihm die Gitterthür.

„Ich möchte Madame Gerhardt sprechen!“

„Wenden Sie sich an die Wirthschafterin.“

„Und wo finde ich diese, mein Freund?“

Schweigend führte der grämliche Bediente den

Schreiber in ein Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten hinaus ging.

„Warten Sie!“

„Kann geschehen. He, Freund! flüsterte Hardt.“

„Was beliebt?“

„Madame ist doch zu Hause?“

„Ich habe nicht gesehen, daß sie ausgegangen ist.“

„Nun, so werde ich sie wohl sprechen können.“

„Möglich!“ murmelte Friedrich und ging.

„Die Wirthschafterin,“ dachte Hardt, „scheint hier eine wichtige Rolle zu spielen ... man muß der Alten um den Bart gehen.“

Er warf sich auf einen Stuhl und wartete.

Nach zehn Minuten trat Martha ein. Verstimmt fragte sie nach dem Wunsche des Herrn Gerichtsschreibers.

„Ich möchte Madame Gerhardt sprechen.“

„Meine Herrin ist krank, sie empfängt heute keinen Besuch: Wenn sich der Herr Gerichtsschreiber in einigen Tagen wieder zu uns bemühen wollte ...“

„Bedauere unendlich, im Interesse der Madame Gerhardt nämlich.“

„Sie meinen es gut mit uns, Herr Gerichtsschreiber.“

„Das möchte ich heute besonders darthun, meine liebe Frau.“

Martha fragte besorgt:

„Sie bringen doch wohl keine Hiobspost?“

„Nun, Das eben nicht!“

„Was sonst?“

„Daß der Herr Förster Bärwald angekommen ist, werden Sie wohl schon wissen.“

„Herr Georg?“

„Ja, Herr Georg.“

„Wann?“

„Mit der gestrigen Abendpost. Ich weiß es von dem Postschreiber, den ich diesen Mittag gesprochen habe. Der junge Herr soll recht traurig ausgesehen haben.“

„Mein Gott!“ flüsterte Martha unwillkürlich.

„Vielleicht ist der arme Mann beim Examen durchgefallen. Ein solches Unglück kann wohl passiren . . . nun meldet er sich das nächste Jahr wieder; es hat nicht viel zu bedeuten.“

Martha, die den Besuch rasch abfertigen wollte, fragte nun:

„Hat der Herr Gerichtsschreiber einen Auftrag für Madame Gerhardt zu ertheilen?“

„Ich hätte gern die junge Dame selbst gesprochen.“

„Madame Gerhardt kann Sie heute leider nicht empfangen, sie ist krank. Aber nehmen Sie an, Sie

sprächen zu der jungen Dame selbst, indem Sie zu mir sprechen."

Der Schreiber schien unschlüssig zu sein; er betrachtete verlegen lächelnd seine Hände.

„Alles, was Sie meiner Herrin anvertrauen," fügte Martha hinzu, „erfahre ich eben so sicher, wie die Herrin von mir erfährt, was man mir mittheilt. Halten Sie mich nicht für die Dienerin, ich bin die mütterliche Freundin Melanie's."

„O, ich glaube Ihnen, liebe Frau!"

„Und wenn ich Ihnen eine Belohnung für geleistete Dienste verspreche, so zahlt Madame Gerhardt ohne Umstände. Sie zahlt aber auch nicht, wenn ich ihr sage: sparen Sie Ihr Geld, Madame! Ihre Vorsicht, Herr Gerichtsschreiber, beweist, daß Sie es wirklich gut meinen und daß Ihre Mittheilungen von Wichtigkeit sind. Verbinden Sie sich mit mir zum Heile der armen Melanie; ich versichere Ihnen, daß Sie sich gut dabei stehen werden. Melanie ist reich und freigebig . . . wenn Sie ihr als Gerichtsmann einen guten Rath ertheilen . . . Sie verstehen mich wohl, lieber Herr. Eine Hand wäscht die andere."

Die Wirthschafterin war schlau genug, den Schreiber richtig zu nehmen; sie hatte ja oft gehört, daß durch Geld Vieles zu erlangen sei, namentlich bei Advo-

caten. Sie hielt den Alten für ein Stück von einem Advocaten.

„Gut," sagte Hardt, der überlegt hatte, „so will ich denn mit Ihnen verhandeln, weil die Zeit drängt. Wenn Sie Alles wissen, liebe Frau, was Ihre junge Herrin angeht, so kann Ihnen auch der Proceß nicht fremd sein, der zwischen dem verstorbenen Gerhardt und dem verstorbenen Förster obschwebt."

„Leider kenne ich diesen Proceß und weiß auch, daß Melanie einen großen Theil ihres Vermögens verlieren kann. Ich habe den letzten Brief gelesen, den der Justizrath Witte, unser Rechtsanwalt, geschrieben hat. Er meint, die unglückliche Geschichte kann noch viele Jahre währen und viel Geld kosten."

„Meint Das der Herr Justizrath?"

„Wie ich Ihnen sage. Und der Herr Justizrath ist ein kluger Mann, so sagte der selige Herr Gerhardt."

Der Gerichtsschreiber fragte scheu lächelnd:

„Was würden Sie wohl darum geben, wenn ich Ihnen ein Mittel lieferte, das dem Processe mit einem Schlage ein Ende macht?"

„Mit einem Schlage?" fragte Martha gespannt.

„Und zwar so, daß Madame Gerhardt gewinnt, daß sie bei Heller und Pfennig das Capital ausgezahlt erhält, das Gerhardt dem Förster geliehen hat."

„Sie treiben wohl Scherz, Herr Gerichtsschreiber!" sagte Martha kopfschüttelnd.

„Ich spreche im vollen Ernste."

„Dann müßten Sie ja beweisen können, daß der Förster ein Betrüger ..."

„Und daß Herr Gerhardt ein ehrlicher Mann gewesen ... ja, meine Beste, das kann ich schwarz auf weiß beweisen. Man hat auch seine Pandekten studirt, man ist auch ein Jurist, der den Leuten in der Stadt Nüsse aufzuknacken gibt, wenngleich man in bescheidener Stellung auf dem Lande lebt. Ich habe in aller Stille über die Geschichte nachgedacht, habe die Verhältnisse erwogen, habe mir pro et contra zurechtgelegt, habe sondirt, studirt und interpretirt ... weil ich Madame Gerhardt lieb habe und weil ich wünsche, daß sie mit dem jungen Bärwald recht glücklich werden möge. Darum lasse ich mich auch enorm billig finden."

„Was fordern Sie denn, Herr Gerichtsschreiber?"

„Die kleine Summe von dreißigtausend Thalern ... wohlverstanden, klein zu dem Gewinne, den Madame Gerhardt haben wird. Und nun dürfen Sie auch nicht vergessen, daß ich die Ehre eines Todten rette! O, das ist für Ihre Herrin die Hauptsache! Die Folgen meines Beweises sind unberechenbar. Ich könnte das Doppelte,

das Dreifache fordern, aber nein, ich begnüge mich mit der angedeuteten Summe."

„Und was liefern Sie uns für dreißigtausend Thaler, Herr Gerichtsschreiber?"

„Nicht mehr und nicht weniger als die Quittung, die der Förster Geyer dem Herrn Gerhardt ausgestellt hat. Staunen Sie nur ... unterschrieben und untersiegelt! Kein Advocat, kein Gericht kann das Document anfechten."

Die Wirthschafterin konnte sich kaum von ihrem Erstaunen erholen.

„Das ist allerdings eine wichtige Sache!" flüsterte sie.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt."

„Wenn Sie die Quittung beschaffen könnten, Herr Gerichtsschreiber ..."

„Es kommt nur auf Sie an, daß Sie zahlen. Legen sie das Geld auf den Tisch, so lege ich die Quittung daneben."

„Ich schließe mit Ihnen im Namen meiner Herrin ab!" sagte die Wirthschafterin.

„Gut!"

„Aber Sie stehen doch auch für die Echtheit des Papieres ein?"

„Mit meiner Ehre, mit meinem Leibe, mit meiner Seele! Nur die Bedingung stelle ich, daß Madame

Gerhardt angibt, sie habe die Quittung unter den hinterlassenen Papieren ihres Mannes gefunden. Und Das ist aus mehr denn einem Grunde rathsam, es ist sogar nothwendig, um Weitläufigkeiten zu vermeiden. Vielleicht fragt man auch nicht danach. Kurz, ich bringe die Quittung."

„Und wir zahlen. Der Contract ist abgeschlossen."

Hardt ergriff die Hand der Alten.

„Liebe Frau, ich möchte doch gern wissen, wer meine Contrahentin ist ... nennen Sie mir Ihren Vor- und Zunamen, daß ich ihn in unsern Contract setze. Es ist lebens- und sterbenshalber."

„Ich heiße Martha Rosine Zierold ..."

„Rosine?"

„Zierold. Der Name ist selten ... mein Vater war ein sehr geschickter Musiker ... Aber warum staunen Sie denn so, Herr Gerichtsschreiber?"

Hardt stand regungslos wie Lot's Salzsäule. Plötzlich zog er seine Hand zurück, knöpfte zitternd den Rock bis an den Hals zu und griff nach dem Hute.

„Sie sehen mich bald wieder!" stammelte er. „Jetzt ruft mich ein dringendes Geschäft nach Hause, das ich ganz vergessen hatte. Es bleibt bei unserer Abrede ... mein Gott, in dem Zimmer ist eine Hitze ..."

„Bleiben, Sie noch!" rief Martha, die den Alten scharf betrachtete.

„Was wollen Sie?"

„Ich muß Ihren Vor- und Zunamen wissen."

„Hardt heiße ich, meine Beste. Das weiß die ganze Gegend."

„Nein Sie heißen anders!" schrie Martha, die den Rockschoß des Schreibers ergriffen hatte. „Mir ist Etwas aufgefallen, als ich Sie das erste Mal sah . . . und jetzt, da ich Ihnen gesagt, wer ich bin, da Sie zittern wie ein Espenblatt und mir nicht mehr in das Gesicht sehen können, da Sie sich verrathen . . . stehen Sie still, Christoph Hartmann!" schrie sie fast kreischend, und dabei ergriff sie ihn an beiden Schultern.

Der Schreiber zuckte zwar zusammen, aber er versuchte dennoch zu lächeln.

„Sie sind toll, liebe Alte!" lallte er wie ein Trunkener, „Sie wollen mir mein Papier abschwindeln . . ."

„Regt sich das Gewissen, elender Mann? Wie Sie jetzt aussehen, sieht nur ein Mensch aus, dem ein Verbrechen auf der Seele lastet! Leugnen Sie nicht mehr, daß Sie Christoph Hartmann sind . . . eine Ahnung hatte mich längst beschlichen, seit ich Sie gesehen . . . das Alter hat Sie unkenntlich gemacht, aber das Gewissen ist Ihr Verräther geworden. Die arme Rosine,

die Sie betrogen und bestohlen, steht vor Ihnen. das Schicksal hat sie auf Ihren Weg gestellt, damit Sie nicht eine neue Spitzbüberei verüben. Der Krug geht so lang zum Wasser, bis er bricht . . . es fehlt nur Constanze noch; aber das arme Mädchen hat sich das Leben genommen, um nicht vor Schande und Schmach zu sterben. Elender, Sie haben ein Menschenleben auf Ihrem Gewissen! Sie sind ein Mörder!"

Zitternd trat Martha zurück; aber sie betrachtete mit glühenden Augen den Schreiber, der sich mit beiden Händen an der Lehne eines Stuhles hielt. Das Wort „Mörder" hatte ihn mit furchtbarer Gewalt getroffen. Die Philosophie des Schurken konnte das stürmisch erwachte Gewissen nicht sofort beschwichtigen. Hardt stand wie zerschmettert. Der Stuhl wankte unter dem krampfhaften Drucke seiner Hände.

Martha's Entrüstung machte sich durch Thränen Luft.

„Das sind die Werke der Vorsehung!" rief sie mit erstickter Stimme. „Müssen wir uns in dem Augenblicke treffen, da Sie im Begriffe stehen, eine Betrügerei zu verüben. Und mich hat das Schicksal dazu bestimmt, Sie zu entlarven. Doch von mir will ich nicht mehr sprechen, denn mein Los ist durch Ihre Treulosigkeit ein

glückliches geworden . . . aber an Constanze erinnere ich Sie . . ."

„Ihre Worte sind mir dunkel!" rief Hardt leise.

„Ich werde sie Ihnen bald klar machen."

„Sie irren sich in der Person."

„O, diese Ausrede habe ich erwartet; aber ich sage Ihnen im Voraus, daß sie Ihnen Nichts nützt. Je mehr ich Sie ansehe, desto deutlicher wird es mir, daß Christoph Hartmann vor mir steht. Und wenn ich Ihr Verfahren, das Sie mir gegenüber beobachtet, bedenke, so wundere ich mich über die Spitzbüberei nicht, die Sie an meiner Herrin verüben wollen. Warum gehen Sie denn nicht? Warum stehen Sie wie ein armer Sünder unter dem Galgen?"

„Ich kann schon gehen!"

Und Hardt schwankte der Thür zu.

„Halt!" rief Martha, die beide Fäuste in die Seite gestemmt hatte.

„Was wollen Sie?"

„Wir sind noch lange nicht fertig."

„Ich kenne Sie nicht, Frau!"

„Gleichviel; aber ich kenne Sie. Nun will ich einmal auftreten, so gut ich kann. Vor Gericht wird es sich zeigen, ob ich den rechten Maun habe oder nicht. Gestehen Sie nur, daß Sie ein Betrüger sind, der von

der Quittung, die er versprochen, keine Spur besitzt. Sie wollen meine Herrin um dreißigtausend Thaler prellen."

Der Schreiber hatte seine Fassung wieder erlangt.

„Beleidigen Sie mich nicht!" rief er drohend. „Ich nehme Alles zurück, Alles! Wer hat gehört, was ich Ihnen gesagt habe? Mein „Nein" gilt so viel als Ihr „Ja." Sie haben mich bestechen wollen, Sie haben mir dreißigtausend Thaler geboten. Das werde ich vor dem Gerichte aussagen, wenn Sie mich dazu zwingen. Ich werde aber auch darthun, wer diese Madame Gerhardt eigentlich ist. Ich kann Das, denn ich besitze die Mittel dazu. Mein erster Weg ist der zu dem Förster Bärwald, dem ich klaren Wein einschenken werde. Denken Sie, ich habe den Baron von Frankenstein nicht gesehen, als er sich Abends in das schöne Landhaus schlich? Ich sehe Alles, ich höre Alles! Und meine Quittung, Das sage ich Ihnen jetzt unter vier Augen, und meine Quittung verkaufe ich an Lisbeth Geyer, daß sie den Proceß gewinne. Sie wollen es nicht anders, Sie weisen mich ab und beleidigen mich. Ich soll Christoph Hartmann sein, ein Mensch, dessen Namen ich heute zum ersten Male höre. Seht doch, wie schlau die Frau Wirthschafterin zu Werke geht."

Martha sah den Alten zweifelnd an. Sie konnte

sich doch wohl geirrt haben. Hardt war wieder kühn geworden. Die Aussicht auf einen großen Gewinn reizte ihn. „Ein neuer Versuch," dachte er, „kann nicht schaden; glückt er, so bin ich ein gemachter Mann und reise auf der Stelle ab."

„Liebe Frau," flüsterte er lächelnd, „ich verzeihe Ihnen Ihre Aufregung, die durch meine entfernte Aehnlichkeit mit dem Manne, der Sie betrogen, hervorgerufen . . . ich bin Hardt, Gerichtsschreiber seit undenklichen Zeiten hier im Orte . . . fragen Sie, jedes Kind, jeder Bauer kennt mich . . . noch bin ich hier, noch können wir den Handel abschließen . . . in meiner Tasche befindet sich die Quittung . . . zahlen Sie, was Sie eben haben, und wir sind fertig . . . Sie sehen, daß ich billig denke . . ."

Draußen ließ sich der leise Ton einer Glocke vernehmen. Martha hatte diesen Ton deutlich gehört.

„Warten Sie, warten Sie!" flüsterte sie. „Ich werde mit Melanie sprechen. Sie tragen die Quittung bei sich?"

„Ja!"

„Warten Sie."

„Wohin?"

„Melanie selbst mag mit Ihnen verhandeln."

Martha verließ das Zimmer.

„Teufel," dachte der Schreiber, „das ist ein verwünschter Zufall! Muß ich diese Rosine Zierold treffen, von der ich glaubte, daß sie wäre wo der Pfeffer wächst. Und Constanze soll sich das Leben genommen haben? Still, Freund, philosophire nicht, Du hast an andere Dinge zu denken. Ich begreife nicht, wie ich mich habe so vergessen können. Der Schreck hatte mich fast sinnlos gemacht. Das war dumm, mehr als dumm. Ein altes Weib soll mich wahrlich nicht überlisten. Die Witwe wird die Quittung kaufen und ich gebe sie hin um jeden Preis, denn hier ist meines Bleibens nicht länger. Lisbeth hat kein Geld und warten kann ich nicht, bis ihr die Erbschaft zufließt ... es ist besser, daß ich mein Papier sogleich losschlage, und Das kann nur hier geschehen. Wenn nur die erboste Rosine nicht einen tückischen Streich ausführt!"

Er trat an die Thür und horchte.

„Da murmelt die Stimme eines Mannes ... der alte Bediente kann mir nicht schaden, er ist zu schwach. Außer ihm ist kein Mann im Hause. Tollheit, bin ich nicht Hardt, der ehemalige Gerichtsschreiber? Die Leute werden über das alte Weib lachen, das mich eines Betrugs anklagt. Ruhe, Seelenruhe, verlaß mich nur heute nicht! So eine verlassene Geliebte hat doch einen wahren Falkenblick. Ach, wenn nur Constanze noch lebte ..."

Erschreckt legte der alte Sünder die Hand auf den Mund, als ob er den gewaltsam sich losringenden Monolog und mit ihm den Gedankenfluß hemmen wollte.

„Hätte ich nur erst das Capital!“ rief er leise. „Mir brennt der Boden unter den Füßen, die Decke scheint zu schwanken. Es ist doch eine peinliche Lage ... hätte ich doch vor der Ankunft des Försters gehandelt. Ich will gehen, will den Handel brieflich abmachen ... liegt der Witwe an der Quittung, so mag sie schicken ...“

Hardt wollte die Thür öffnen; sie war von außen verschlossen. Er rüttelte noch einmal ... nur der Drücker bewegte sich. Der Alte war bleich und zitterte.

„Verschlossen? Verschlossen?“ flüsterte er bestürzt. „Das ist ein böses Zeichen. Rosine will Rache an mir nehmen. Ich vernichte die Quittung, ehe ich sie mir mit Gewalt entreißen lasse.“

Nun öffnete er ein Fenster. Da sah er hinaus. Die Entfernung bis zum Boden war für seine alten Glieder zu groß. Auch befanden sich unten die Fenster eines kleinen Treibhauses, das tief in der Erde angelegt war. Mit einem Blicke erkannte der Schreiber die ganze Größe der Gefahr, mit der ein Sprung verknüpft war. Schaudernd sah er sich im Geiste zwischen den Glasscherben und den Blumentöpfen. Er trat wieder zurück. Ein heftiger Wind zog durch das offene Fenster.

„Wäs beginne ich denn?" fragte sich rathlos der Alte. „Man hat mich eingeschlossen, und Dies deutet sicherlich keine gute Absicht an. O, einer Ueberlistung will ich vorbeugen ... soll ich vergebens gegrübelt und gearbeitet haben? Wenn mir kein Vortheil wird, mag er auch Denen entzogen bleiben, die mich um die Frucht meiner Bemühungen bringen wollen."

Er zog sein altes Taschenbuch hervor, nahm ein Papier, das er sorgfältig prüfte, und verbarg es dann in der Seitentasche seines Rockes.

„Es ist für alle Fälle!" murmelte er höhnend. „Ein Griff genügt, und ich zerreiße das wichtige Document."

Der Schreiber hatte nicht bemerkt, daß sich leise die Thür geöffnet hatte und daß der Jäger Valentin sein Beginnen gesehen. Das Klingen der Glocke, das Martha gehört, hatte Valentin durch das Oeffnen der Seitenthür verursacht, durch die er, wie verabredet, einzutreten pflegte. Jetzt wußte er, von Martha schnell unterrichtet, Alles.

„Hardt!" rief er mit starker Stimme.

Der Schreiber, der ihm den Rücken zuwandte, zuckte heftig zusammen.

„Was gibt's?"

„Kennst Du meine Stimme nicht?"

Nun bewegte sich Hardt und sah den Jäger an.

„Du bist es, Herzensbruder ..."

„Warum erschrickst Du?“

„O, ein guter Freund erschrickt vor dem andern nicht. Ich habe Dir kein Leid zugefügt, und eben so wenig wirst Du mir . . . mache nur nicht ein so grimmiges Gesicht. Valentin, ist Dein Herr zu Hause? Ich habe ihm Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen . . .

„Hardt, Du wirst mich durch Deine glatte Zunge nicht berücken, darum laß ab von dem Schwatzen und gib mir das Papier, das Du soeben in die Tasche gesteckt hast. Den Griff, der es vernichten soll, führe nicht aus.“

„Valentin,“ lallte Hardt mit vor Schrecken gelähmter Zunge, „so sprichst Du zu mir?“

„Du hörst es. Ich werde aber auch noch mehr thun.“

„Du kannst ein Geschäft mit mir machen. Höre mich nur einen Augenblick an, Freund und Bruder...“

„Zuvor gib mir das Papier; aber ganz, nicht zerrissen, nicht einmal zerdrückt. Machst Du auch nur eine verdächtige Bewegung, so zerschmettert Dir mein Hirschfänger den Arm.“

Und Valentin zog mit einer Entschiedenheit vom Leder, der einen Zweifel an seiner Drohung nicht zuließ. Der Schreiber, obwohl höchlich erschreckt, zögerte noch.

„Scherze nicht, Valentin! Du wirst mir doch meine Papiere nicht rauben wollen . . .“

„Gib die Quittung heraus, die Madame Gerhardt von Rechts wegen gehört.“

„Valentin!“

„Jeder Andere, der sie besitzt, hat sie gestohlen, ist ein Dieb.“

Martha zeigte sich auf der Thürschwelle. Ihre Augen waren mit Thränen gefüllt, aber sie schleuderte Blicke der tiefsten Verachtung auf den Schreiber, der rathlos in der Mitte des Zimmers stand.

„Du kannst Dich nicht zum Guten entschließen,“ fragte der Jäger ruhig; „ich finde Das erklärlich, weil für Dich kein Vortheil dabei herauskommt. So werde ich die Procedur abkürzen.“

Hardt wollte in die Tasche greifen.

„Halt!“ befahl der Jäger, den Hirschfänger ausstreckend.

„Ich will Dir das Verlangte geben.“

„Zerissen, zersetzt ... o nein. Rühre kein Glied, Betrüger! Ich selbst werde das Papier aus Deiner Tasche nehmen.“

„Du willst mir Gewalt anthun?“ fragte der Schreiber in einer Art verzweiflungsvollen Muthes. „Dazu hast Du das Recht nicht. Du bist Jäger, und nicht Gendarm. Meine Anklage wird Dich um den Posten bringen.“

„Darauf will ich es ankommen lassen. Rühre Dich nicht!“

Valentin griff in Hardt's Tasche und holte das Papier heraus, das er Martha mit den Worten gab:

„Lesen Sie, liebe Frau; wenn es nicht das rechte ist, so durchsuche ich meinen guten Freund vom Kopfe bis zu den Füßen. Wir werden schon finden, was wir haben wollen.“

„Es ist die Quittung!“ rief Martha, die gelesen hatte.

„Gut. Und nun ein Wort an Dich, rechtschaffener Freund. Zu untersuchen, wie das Papier in Deine Hände gekommen, ist nicht meine Sache, kümmert mich auch nicht; aber der Gerichtsamtmann wird Dich ins Gebet nehmen, Du magst sehen, wie Du mit ihm fertig wirst. Den Herrn Baron, der von Madame Gerhardt Geld erpressen wollte, habe ich laufen lassen . . . Dich bringe ich nach dem Gerichtsamte, das Du kennst.“

Die Züge Hardt's verzerrten sich zur Fratze.

„Thue mir nicht Gewalt an!“ stammelte er. „Wenn Du mich böse machst, muß ich sprechen, und ich weiß viel, sehr viel! Noch kann ich der Braut Deines Herrn nützen; aber ich kann ihr auch schaden.“

„Mache Das mit dem Gerichtsamtmann ab. Nun fort, ich habe noch Geschäfte zu besorgen.“

Martha trat zurück. Hardt, der große Furcht vor dem blanken Hirschfänger hatte, schwankte über die Schwelle. Fünf Minuten später stand Martha an einem Fenster, das nach der Wiese hinaus ging; sie sah die beiden Männer, die ruhig neben einander gingen. Hardt wollte das Aufsehen vermeiden, darum fügte er sich. Er ließ sich nach dem Amtshause führen.

„Er ist Christoph Hartmann," flüsterte die Wirthschafterin; „ich habe meinen Ring erkannt, den der Elende noch am Finger trägt. Gott weiß, daß ich nicht rachsüchtig bin; aber diesem gönne ich doch eine Strafe für den Frevel, den er an Constanzen und mir verübt hat. Wie wunderbar fügt es doch die Vorsehung: ich, die Betrogene, muß nach mehr als dreißig Jahren den Betrüger ertappen, wie er einen neuen Schurkenstreich vollbringen will. Der Zusammenhang aller dieser Dinge wird sich wohl bald herausstellen."

Martha trocknete ihre Thränen, ging auf und ab, um Ruhe zu gewinnen, las noch einmal die Quittung, die sie als echt anerkennen mußte, ging dann durch den Salon und öffnete die Thür zu dem Boudoir ihrer Herrin.

Melanie saß sinnend am Kamine, in dem ein Feuer brannte. Von dem neuen Vorgange in ihrem Hause hatte sie keine Ahnung. Sie sah bleich und an=

gegriffen aus. Als sie die mütterliche Freundin erblickte, streckte sie ihr die Hand entgegen.

„Martha," rief sie weinend, „ich muß Gewißheit haben! Meine Pein ist zu groß! Und Niemand kommt, um mich zu trösten . . . selbst der gute Pfarrer bleibt aus. Da sitze ich nun müßig und warte, daß die Wirren sich lösen sollen . . . von fremden Menschen erwarte ich mein Heil. Ich bin doch wahrlich kein Kind mehr . . ."

„Still, still!" rief Martha. „Die Wirren fangen an sich zu lösen. Es gibt einen Gott im Himmel, der Ungerechtigkeiten nicht duldet, wenn es auch eine Zeit lang scheint als ob er sich um die Dinge der Menschen nicht kümmere."

„Was ist denn geschehen?"

„Sie werden Alles erfahren."

Martha holte ein Polster, auf dem sie sich zu den Füßen ihrer Herrin niederließ. Nun erzählte sie, daß sie in dem Schreiber Hardt den Mann entdeckt habe, von dem sie einst so schmählich betrogen worden.

Die Witwe erschrak.

„Mein Gott," rief sie, „und dieser tückische Mann kennt einen Theil meiner Geheimnisse."

„Das ist gut, recht gut. Valentin, der zufällig kam, hat ihn zu dem Gerichtsamtmann gebracht, und

dieser wird schon mit ihm fertig werden. Wahr ist's, daß der abscheuliche Mensch sich in Ihr Vertrauen geschlichen, um Geld zu erpressen. Das liegt so in seinem Charakter."

„Geld und immer Geld!" rief Melanie schmerzlich. „Ich gäbe Alles hin, um nur Ruhe zu gewinnen."

„Nein, Sie werden Alles behalten."

„Der Proceß gegen den Förster Geyer geht verloren und wirft ein trübes Licht auf das Andenken meines Wohlthäters."

„Wer sagt Ihnen Das?" fuhr Martha auf.

„Und die unglückselige Trauung schadet meiner Ehre. Jeder glaubt, daß ich zu einer traurigen Speculation die Hand geboten . . . gelingt es dem Baron, meine Herkunft darzuthun, dann wird mich die Welt verachten. Und Gott weiß, daß ich schuldlos bin. Georg hat sich schon von mir abgewendet . . ."

„Er wird sich Ihnen schon wieder zuwenden. Bleiben wir jetzt bei dem Processe. Ich behaupte, daß Herr Gerhardt ein Ehrenmann und der Förster Geyer ein Betrüger gewesen ist."

„So behaupten Sie, liebe Martha, und auch ich glaube es; aber das Gericht fordert Beweise."

„Auch Beweise sind da!" rief die Alte triumphirend. „Lesen Sie dieses Papier!"

Sie zog die Quittung aus ihrem Busentuche und gab sie der Witwe. Melanie hatte die Zeilen gelesen.

„Heiliger Gott!" schrie sie auf. „Was ist Das? Wie kommt das wichtige Papier in Ihre Hände? Martha, bei dem Andenken an unsern Wohlthäter, das uns Beiden heilig sein muß, sagen Sie mir, ob Sie mich durch eine gut gemeinte Täuschung nicht trösten wollen . . . sagen Sie mir, ob diese Quittung, die den Proceß entscheidet, nicht eine nachgemachte ist!"

Martha erzählte, wie sie dazu gekommen.

„Dreißigtausend Thaler hat der Schreiber verlangt," fragte Melanie.

„Und dann stellte er die Angabe zur Bedingung, daß das Papier in dem Nachlasse Gerhardt's gefunden sei. Wie er dazu gekommen, habe ich freilich nicht erfahren können . . . übergeben Sie es dem Herrn Gerichtsamtmann zur Prüfung. Den Herrn Förster anbetreffend, habe ich Ihnen zu melden, daß er diesen Abend kommen wird. Valentin brachte die Nachricht."

Das bleiche Gesicht der Witwe färbte sich roth.

„Martha!" rief sie, freudig erschreckt.

„Sie sehen, die Wirren klären sich auf. Verlieren Sie nur den guten Glauben an Herrn Gerhardt nicht."

Neunzehntes Capitel.

Die Zeit bis zum Anbruche des Abends verstrich langsam. Melanie hoffte und fürchtete . . . sie hoffte auf die unwandelbare, vertrauensvolle Liebe Georg's; sie fürchtete aber auch, daß Georg Nachrichten aus der Stadt mitbringen würde, die ihr neuen Schmerz bereiteten. Die Quittung, die sie für gefälscht hielt, gab ihr nicht Beruhigung genug, um entschieden zu denken und zu handeln. Wie sollte der Schreiber auch zu dem Documente gekommen sein, das schon vor dem Tode Gerhardt's verschwunden gewesen. Es war kaum noch zu zweifeln, daß der Baron sich in den Besitz des Papieres zu setzen die Absicht gehabt, als er den räuberischen Anfall in dem Birkhahn versucht. Melanie ging aus einem Zimmer in das andere; sie war so erregt, daß sie an keinem Orte Ruhe hatte. Jeden kleinen Umstand suchte sie zu deuten. Aus welchem Grunde

hatte sich Georg anmelden lassen? Warum war er nicht mit der Eile gekommen, zu der ihn die Liebe treiben mußte? Horch, ein Geräusch regte sich. Die Witwe trat rasch an das Fenster. Undurchdringliche Finsterniß lag auf der Wiese. Der Wind hatte sich wieder aufgemacht, er heulte traurig an dem Fenster vorüber und schüttelte die Bäume, die am Giebel des Landhauses standen. Ein Frösteln durchbebte den zarten Körper Melanie's. Sie ging in das Boudoir zurück und warf sich auf den Sessel am Kamine, dessen Feuer ein reizendes Halbdunkel verbreitete, eine Art Dämmerung, die auf dem Fußboden und an der Decke spielte. In dem Saale, dessen Thür offen stand, brannten die Kerzen.

„Ich will so lange hoffen und vertrauen," dachte die Sinnende, „bis Georg sich erklärt hat. Glaubt er, daß ich zu einem Verbrechen die Hand bieten könne, so ist er meiner Liebe unwerth. Mein Gott! Valentin hat von Lisbeth Geyer gesprochen ... wenn Georg, der meinen Reichthum schwinden sieht, sich der schönen Försterstochter zuwendete? Nein, nein," flüsterte sie, „unwillig über diese Insinuation der Eifersucht. Er ist ein edler Mann, ein braver Charakter. Aber ich fordere Vertrauen, unbedingtes Vertrauen ... sonst mag er mich meiden!"

Der Schatten einer Gestalt, die in der Thür erschien, zeigte sich auf dem Fußteppich.

„Wer ist da?“ fuhr Melanie auf.

„Ich, Martha. Mein Gott, sind Sie denn immer noch allein?“

„Ich bin allein.“

„Es hat längst sechs Uhr geschlagen. Gegen acht Uhr wollen Sie doch speisen . . . ich bin in der Küche beschäftigt. Wenn Sie meiner bedürfen, ziehen Sie nur die Glocke.“

„Martha!“

„Was ist Ihnen denn, mein liebes Kind?“

„Ich glaube, Georg bleibt aus.“

„Nein, der Jäger hat versichert, daß sein Herr kommen werde. Vielleicht wird er durch ein Geschäft abgehalten.“

„Sehen Sie, Martha, ich will nur Gewißheit haben, Nichts weiter. Es schmerzt mich doch zu tief, daß man mich eines Vergehens zeiht, das ich aus voller Seele verabscheue. Es drängt mich, mich zu rechtfertigen . . .“

„Das finde ich sehr natürlich!“ sagte Martha bedauernd.

„Ach, und ich besitze keine Mittel! Wie soll ich denn darthun, daß zwischen Gerhardt und mir keine Verabredung stattgefunden?“

„Still!“

„Kommt er?“

„Ich glaube.“

„Man hat ja das Gitter nicht geöffnet?“

„Valentin wird ihn durch die Hinterthür geführt haben.“

„Mir ist so angst!“

„Kommen Sie in den Salon. Ich werde nachsehen.“

Martha verschwand. Melanie erhob sich. Schwankend näherte sie sich der Thür und lauschte. Es blieb still.

„Bin ich denn eine Verbrecherin?“ fragte sie sich unwillig. „Ich zittere, als ob ich vor den Richter treten sollte. Die Pein, die ich in den letzten Tagen erduldet, wird mir Georg nie vergelten können!“

In dem Augenblicke, als sie langsam über die Schwelle schritt, trat Georg rasch durch die Thür ein, die zu dem Corridor führte. Martha, deren Kopf einen Augenblick sichtbar ward, schloß leise die hohe Flügelthür.

„Melanie!“ rief Georg mit bebender Stimme.

Sie verneigte sich schweigend; sie konnte ja nicht antworten. Georg, der seine Dienstuniform trug, stand regungslos vor ihr. Auch in ihm tobte ein Gefühl, das sich durch Worte nicht beschreiben läßt. Melanie, das wunderbar schöne Wesen, war nach seiner Meinung ein listiges, verschlagenes Weib.

„Sie fühlt sich schuldig!" dachte er mit Schmerz. „Sie kann die Blicke nicht zu mir erheben!"

„Ich habe Dich erwartet!" flüsterte die Witwe nach einer Pause. „Aber nicht so . . . so wahrhaftig nicht!" fügte sie hastig hinzu. „Georg, Du kommst aus der Stadt zurück . . . was ist geschehen?"

„Hast Du Grund zu Befürchtungen?" fragte beklommen der Förster.

„Dein unerklärliches Schweigen in der letzten Zeit, ich will es gern gestehen . . ."

„Und Nichts weiter hast Du mir zu gestehen? Melanie, Du treibst ein frevelhaftes Spiel mit mir!"

„Was ist Das?"

„Lege die Maske ab; ich werde darin ein Zeichen erblicken, daß ich wenigstens Deine Achtung besitze."

„Georg! Georg!"

„Wäre ich ein sogenannter Weltmann, ich würde durch List die Wahrheit zu ergründen suchen; aber als schlichter Forstmann trete ich offen vor Dich hin und frage Dich mit dem Rechte, das mir unsere schnell vollzogene Verlobung gibt: hast Du mir Nichts zu bekennen?"

Melanie hob stolz ihr bleiches Haupt empor.

„Demnach hältst Du mich eines Betrugs fähig!" sagte sie bebend. „Den Verdacht, den böse Menschen anregen, theilst auch Du . . . statt mich zu trösten und

zu vertheidigen, klagst Du mich an . . . Georg, Deine Liebe zu mir ist nicht die wahre! Du bereuest den Schritt, den Du gethan . . . tritt zurück, aber verdächtige mich nicht! Die Ehre geht mir über Alles; ihr opfere ich meine Liebe, und müßte ich vor Gram sterben! Das ist mein Bekenntniß. Vielleicht genügt es Dir nicht, Du forderst eine eclatante Rechtfertigung . . . wahrlich, ich müßte mich vor Dir, müßte mich vor mir selbst herabwürdigen, wollte ich sie geben. Und darum gebe ich sie nicht, auch wenn es mir möglich wäre. Du kennst, wie ich sie kenne, die Verhältnisse, die mich geheimnißvoll umgeben . . . ich entbinde Dich Deines Versprechens, Georg!"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Eine gewaltige Erregung erstickte die Worte, die ihr noch auf den Lippen schwebten. Ihr Stolz kämpfte mit der Liebe. Derselbe Kampf tobte auch in Georg's Brust. Der Stolz trieb ihn fort, die Liebe fesselte ihn. Der Stolz klagte an, die Liebe suchte zu entschuldigen. Und wie schön, wie wunderbar schön war Melanie in ihrer schmerzlichen Entrüstung! Sollte sie der Verstellungskunst in so hohem Grade mächtig sein? Es verlohnte sich wohl der Mühe, eine Prüfung anzustellen."

„Melanie," begann der Förster nach einer Pause, „ich habe Deinen Rechtsanwalt gesprochen."

Sie wandte das Haupt zur Seite.

„Um über mich Erkundigungen einzuziehen?" fragte sie mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Lächeln.

„Nein!"

„Wie bist Du zu dem Manne gekommen?"

„Er hat mich rufen lassen."

„Der Justizrath Witte?"

„Dein Rechtsanwalt."

„Und zu welchem Zwecke?"

„Um mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich Geld von Dir genommen."

„Welche Anmaßung!" rief sie in neuer Entrüstung. „Ich bin die Herrin meines Vermögens."

„Er ließ mich barsch an und gab zu erkennen, daß ich List und Ueberredung angewendet . . ."

„Abscheulich! Ich begreife übrigens nicht, wie der Mann ein Geheimniß erfahren hat, das außer Dir und mir Niemand kennt."

„Auch erklärte er, daß Du des Vermögens verlustig gingest, wenn Du einen Mann wähltest, den er nicht billigte. Es sei Dies eine ausdrückliche Bestimmung des verstorbenen Herrn Gerhardt."

In Melanie's Brust schien der Athem zu stocken.

„Eine solche Bestimmung sollte mein Wohlthäter hinterlassen haben?" flüsterte sie kaum hörbar.

„So versicherte der Testamentsvollstrecker.“

„Mein Gott, was geht denn mit mir vor? Bin ich denn ein Kind, das man am Gängelbande leiten muß, damit es nicht strauchle? Existirt eine solche Bestimmung, so verschmähe ich das Vermögen . . . ich will arm, aber auch frei sein. Morgen reise ich zur Stadt . . . ich bin zu lange unthätig gewesen!“

„Auch ist bereits eine Untersuchung angeordnet . . .“

„Was soll untersucht werden?“

„Deine Abstammung.“

Melanie fuhr rasch auf.

„Ich fürchte eine Untersuchung nicht. Mein Vertrauen auf den Verstorbenen . . .“

„Hat Dich getäuscht.“

„Georg, willst auch Du einen Todten schmähen?“

„Du bist die Tochter Gerhardt's!“

„Heiliger Gott im Himmel . . . Georg, schmähe den Todten nicht! Oder willst Du mir einen Vorwurf aussprechen?“

„Der Beweis liegt vor, und mein eigener Vater hat ihn von Amts wegen hingestellt. Julia Douglas, die frühere Besitzerin dieses Landhauses, ist Deine Mutter. Jetzt bewohnt sie das Haus Gerhardt's in der Stadt. Der Advocat stattet ihr häufig Besuche ab . . . Soll ich Dir auch das Benehmen des alten

Hannes erklären? Der Mann hat Dich, als Du noch ein zartes Kind warst, der Mutter gestohlen. Betrachte den kleinen Finger Deiner linken Hand ..."

Melanie brach fast zusammen.

„Was ist es damit?" stammelte sie.

„Hannes behauptet, daß das gestohlene Kind eine Narbe an dem Finger trage ..."

„Dann, dann bin ich die Tochter des Mannes, der auf dem Sterbebette ... Mein Gott, Das ist zu viel! Mir schwinden die Sinne ... ach, und ich bin doch unschuldig!"

Sie schwankte und tastete mit den Händen nach einem Möbel. Wimmernd glitt sie zu Boden. Georg umschlang sie und trug die bleiche, leblose Frau zu dem Sopha, auf dem er sie sanft niederließ. Dann sank er auf die Knie und betrachtete mit feuchten Blicken die reizenden, unbeweglichen Züge. Melanie's Pulse schienen nicht mehr zu schlagen.

„Sie hat nicht darum gewußt," murmelte er vor sich hin; sie selbst ist ein Opfer des heillosen Betruges. Nein, dieser Jammer kann nicht lügen. Die Rache des Wahnsinnigen ist gelungen! Mein Gott, und sie leidet darunter. Melanie! Melanie! Gerhardt, der ein Vermögen erwerben wollte, ist todt ... Von ihr wenden sich die Leute ab; man verkennt sie ... und auch ich habe sie

verkannt! Die gräßliche Gewißheit hat die Arme zu Boden geschmettert. Ach, und ich selbst habe sie ihr gebracht! Ist sie nicht unglücklich genug? Soll ich sie in ihrem Unglücke verlassen!"

Er küßte hastig ihre bleichen Lippen. Sie blieb regungslos.

„Ist sie den todt?"

Er umschlang sie mit beiden Armen und drückte sie fest an sich.

„Melanie, ich bleibe bei Dir, ich verlasse Dich nicht!" rief er bebend. Komm zu Dir, öffne Deine Augen und sieh mich an!"

In der qualvollsten Angst legte er die Ohnmächtige auf die Polster zurück. Verwirrt lief er zur Thür.

„Nein, ich bedarf keines Zeugen!" murmelte er. „Sie wird sich erholen, wird mich anhören. Und wenn sie der Schreck getödtet hat . . . dann weiß ich, was mir zu thun bleibt. Ich kann sie nicht überleben! Man soll zwei Leichen in dem prächtigen Landhause der Douglas finden."

Nun rief er die Ohnmächtige mit den zärtlichsten Namen; er küßte ihr die Stirn, die Wangen und den Mund. Dann lauschte er, ob nicht ein Athemzug über die bleichen Lippen käme. Aber die arme Melanie schien ohne Leben zu sein; sie hörte weder die verzweiflungs-

vollen Zärtlichkeiten, noch fühlte sie die Küsse des Jammernden.

Eine eisige Kälte durchbebte den Förster. Wie gelähmt ließ er nach in seinen Bemühungen.

„Gerhardt war ihr Vater!" murmelte er dumpf vor sich hin. „Die Trauung ist nicht zum Segen, sie ist zum Fluche geworden. Auch mich hat dieser Fluch getroffen. Es ist wohl gut, wenn die Unglückliche nicht wieder zum Leben erwacht . . . sie ist einen Tod im rechten Augenblicke gestorben! Und wahrlich, ich müßte sie nicht lieben, wollte ich wünschen, daß sie zu einem qualvollen, verachteten Dasein zurückkehre. Ich begleite Dich, Melanie! Mit dem festen Vorsatze, allein zu sterben, war ich gekommen; jetzt, jetzt . . ."

Er schwieg plötzlich.

Melanie regte sich. Ihre Augenlider zuckten. Sie hob mühsam die Hände empor. Angst und Schmerz prägten sich in ihren bleichen Zügen aus. Sie wollte sich aufrichten, und dabei flüsterte sie mit großer Aufregung:

„Georg! Georg! Deine Eltern leben noch!"

Er umschlang sie und hob sich hastig empor. Dann ließ er sich neben ihr nieder. Sein bebender Arm schützte den zarten Körper vor dem Zurücksinken.

„Melanie, Melanie!“ flüsterte er schmerzlich. „Du lebst noch!“

„Eine lähmende Schwäche hielt meine Glieder gefangen . . . aber mein Geist war frei . . . ich habe jedes Deiner Worte gehört!“ flüsterte sie ganz leise. „Du wirst nicht sterben, Du darfst nicht sterben . . . wenigstens nicht allein!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Ihr Köpfchen sank an seine Brust. Georg drückte seine zuckenden Lippen in ihr reiches Haar, das sich zu lösen begann. So blieben sie einige Minuten. Alles war still in dem eleganten Salon. Draußen regte sich der Wind; wie seufzend strich er an dem Fenster vorüber.

„Du wolltest für mich sterben!“ hauchte sie an seiner Wange. „Ich kenne nun den Kampf, der in Deiner Brust tobte . . .“

„Und ich weiß, daß Du rein bist wie das Sonnenlicht, daß kein Fünkchen Arges in Deiner Seele schlummert. Die Erkenntniß des furchtbaren Schicksals, das Dich betroffen, schmetterte Dich wie ein Blitzschlag nieder. Und ich hatte sie längst, diese Erkenntniß . . . Du vermagst den Jammer nicht zu ermessen, der mein Herz zerfleischte.“

„Wie treu und innig liebe ich Dich, Georg!“

„Melanie! Melanie!“

„Du mußt es wissen, sonst kannst Du nicht beurtheilen, wie ich gelitten habe. Aber ich gedachte auch Deiner Leiden . . . die Welt vernichtete meinen guten Ruf, meine Ehre . . . und ich wollte Dir Alles makellos bringen!“

„Und Das wollte ich! Dein Vermögen gilt mir Nichts.“

„Ich will den Reichthum nicht!“ rief sie schluchzend. „Er hat mich elend gemacht. Ich gebe ihn hin! Arm will ich sein, ganz arm!“

„Aber der Name Gerhardt?“

Melanie erzitterte heftig.

„Meine Feinde werden mich vernichten! Der Baron rastet nicht . . . entäußere ich mich auch freiwillig des Reichthums, die Schmach bleibt auf mir lasten. Gerhardt war mein Vater! Und der gute Pfarrer . . . auch er ist betrogen! Ich kann nicht leben, Georg! Mein Schicksal ist zu gräßlich! Sage Dich los von mir, fliehe meine Nähe, ich darf Dir nicht angehören.“

Sie wollte sich der Umarmung entwinden. Der Förster hielt sie zurück.

„Meinst Du denn, Melanie, daß ich ohne Dich leben könnte?“

„Du wirst mich vergessen.“

„Kannst Du mich vergessen, Melanie?“

„Du bist ein Mann, Du kannst stark sein; verfolge Deine Bahn mit der Willenskraft, die dem Manne eigen ist. Ich bin nur ein schwaches Weib . . . geh, überlaß mich meinem Schicksale. Georg, Deine Eltern leben noch . . . willst Du ihnen Gram und Kummer bereiten? Sieh, ich bin ein Geschöpf, das die bürgerliche Gesellschaft nicht anerkennt; mein Leben verdanke ich einem Verbrechen, meinen Reichthum einem Frevel, einem Betruge! Wolltest Du auch alle Vorurtheile bei Seite setzen . . . kannst Du mich Deinen achtbaren Eltern als Tochter zuführen? Da geht die Tochter Gerhardt's! werden die Leute rufen. Sie spielt die Schuldlose und hat doch den Betrug fördern helfen . . .“

„Genug!“ rief der Förster überwältigt.

Gewaltsam entrang sich ihm Melanie. Nun stand sie vor ihm mit leuchtenden Augen.

„Gott will, daß wir uns nicht angehören!“ sagte sie feierlich. „Lebe wohl, Georg!“

Sie schwankte nach der Thür ihres Boudoir.

Georg erreichte sie; er hielt sie fest an den Händen.

„Du hast mich an die Willenskraft des Mannes gemahnt . . . wohlan, ich will sie zeigen!“

Melanie lächelte wie eine Irrsinnige.

„Das ist gut, Georg! Das ist gut! Bedauere

mich nicht, wenn ich todt bin. Der Tod macht allen meinen Leiden ein Ende."

„Auch den meinigen! Melanie, wir sterben vereint!"

„Denke an Deine Eltern! Ich hinterlasse keine Seele, die um mich weint. Die Ausgestoßene wird still und einsam begraben . . ."

„Und doch bist Du schuldlos, meine arme Melanie! Darum dauert meine Liebe zu Dir fort über das Grab hinaus. O, Melanie, verzeihe mir den Argwohn!"

„Alles, Alles, verzeihe ich Dir!" rief sie unter krampfhaftem Schluchzen. „Aber verlaß mich nun, gehe zu Deinen Eltern, Du bist der einzige Sohn. Soll mich der Fluch der alten Leute treffen?"

Sie eilte in das Boudoir.

Der Gedanke an die Eltern machte den Förster unschlüssig. Er sah im Geiste die verzweifelnde Mutter, den trostlosen Vater . . . zugleich aber erfaßte ihn die Angst um die Geliebte. Er stürzte ihr nach in das Boudoir. Es war finster. Das Feuer im Kamin brannte nicht mehr. Georg's scharfer Blick erkannte eine Gestalt, die am Boden kniete. Er sank neben ihr nieder.

„Höre mich an, Geliebte!" flüsterte er dringend. „Ist es nicht Feigheit, sich dem Leben zu entziehen,

wenn es Widerwärtigkeiten und Elend bietet? Wenn wir den Muth haben, im Tode vereint zu bleiben, können wir es nicht auch im Leben? Gib den Reichthum hin und zeige der Welt, daß er Dir gleichgiltig ist, daß er Dich nicht bestechen konnte. Den Namen „Gerhardt" vertauschest Du mit dem meinigen ... Ich bin zum Förster in Sildorf ernannt, habe die Mittel, für meine Frau zu sorgen ... Melanie, finden wir Beruhigung und Glück in uns selbst, dann kann uns das Urtheil der Welt gleichgiltig sein."

„Georg, Georg, hast Du auch reiflich überlegt?"

„Ich bin Dir Genugthuung schuldig ... und ich gebe sie Dir! Sieh, so fest bin ich von Deiner Schuldlosigkeit überzeugt, daß ich getrost Deine Vertheidigung übernehme. Und verurtheilt Dich dennoch die Welt, weil es vielleicht an schlagenden Beweisen fehlt ... ich vertraue Dir, ich werde keinen Vorwurf aussprechen, ich werde durch liebende Sorgfalt Dir Das zu ersetzen suchen, was ein ungünstiges Geschick Dir geraubt hat. Schließen wir jetzt, in dieser verhängnißvollen Stunde, einen festen Bund für das Leben, nicht für den Tod."

„O, wie liebe ich Dich, Georg!" flüsterte sie an seinem Halse. „Ich wäre gestorben, wenn Du es gewollt hättest; nun ist es Dein Wille, daß ich lebe ... nimm mich hin und handle Du statt meiner! Ich habe

keinen anderen Willen als den Deinigen; ich lebe nur durch Dich und für Dich. Auf meine ewige Dankbarkeit kannst Du sicher zählen . . . Georg, verlaß mich nicht!“

„Das schwöre ich Dir bei Allem, was mir heilig ist!“

Sie lagen stumm Brust an Brust, die heißen Lippen fest auf einander gepreßt. Ihre Herzen wiederholten das Gelübde unverbrüchlicher Treue und unwandelbarer Liebe.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch in dem Salon vernehmen. Es waren vorsichtig ausgeführte Schritte und dann das Oeffnen und Schließen kleiner Kästen.

„Was ist Das?“ fragte Georg.

„Es wird Martha sein.“

Beide lauschten. Das Geräusch dauerte fort. Da die Thür des Boudoir angelehnt war, konnte man den Salon nicht übersehen.

„Das ist Martha doch wohl nicht!“ meinte die ängstliche Melanie. „Mir scheint, es durchsucht Jemand meinen Secretär, in welchem ich Geld und Papiere aufbewahre.

Der Förster erhob sich und schlich zu der Thür. Melanie hatte recht vermuthet: an dem geöffneten Secretär stand der alte Friedrich, eifrig suchend in den Kästen und Fächern. Das war eine unerhörte Kühn-

heit. Der Bediente mochte das rechte Papier gefunden haben; er trat zu dem Tische, auf dem die Lampe stand, las und verbarg das Papier mit dem Ausdrucke der größten Genugthuung in der Seitentasche seiner Livree. Dann ging er, um den Secretär zu schließen. Jetzt stieß Georg die Thür auf und trat in den Saal.

„Halt, Schurke!" rief er befehlend.

Friedrich erschrak. Ihm fehlte der Muth, sich umzusehen. Georg erfaßte den sich sträubenden Bedienten und holte ihm das Papier aus der Tasche, das er Melanie gab, die ebenfalls den Salon betreten hatte.

„Die Quittung des Försters Geyer!" rief sie bestürzt. „Friedrich, Sie sind also dennoch ein treuloser Diener, ein Verräther an Ihrem verstorbenen Herrn!"

„Nicht von der Stelle!" donnerte ihn Georg an. „Er bleibt stehen, wo Er steht!"

Friedrich zitterte; er mußte sich an den Secretär lehnen.

„Die Quittung des Försters Geyer?" fragte nun der junge Mann, der um den Verlust des wichtigen Documentes wußte.

„Ich hatte es vergessen," sagte Melanie dringend. „Nimm, Georg, nimm!"

Der Förster prüfte das Papier.

„Das ist Geyer's Unterschrift, Geyer's Siegel!

Ich kenne genau die Hand des Mannes . . . das Papier ist echt! Der Proceß kann nun nicht zweifelhaft sein. Und dieses wichtige Papier läßt Du in dem Secretär ruhen, während . . ."

„Du sollst erfahren, wie ich es erhalten. Fertige den Dieb ab, den ich aus falscher Pietät zu lange in meiner Nähe geduldet habe! Leute, denen ich Gutes gethan, suchen mir tückisch zu schaden!"

Georg zog den Dieb in die Mitte des Salon.

„Wer hat Dich gedungen, Elender? In wessen Solde verübst Du Deine Schurkereien?" fragte er erregt.

Der Alte kniff die schmalen Lippen zusammen und sah den Förster mit stechenden Blicken an, während er die Hand in die Brustöffnung seiner rothen Weste legte. Er bot einen unheimlichen Anblick. Sein durchfurchtes Gesicht war von einer Leichenblässe überzogen.

„Sind Sie mein Richter?" fragte er höhnend.

„Ich bin es! Er hat Seine gute, nachsichtige Herrin bestohlen und ist auf frischer That ertappt. Ich hätte Ihn niederschießen können . . ."

Friedrich zuckte heftig zusammen.

„Aber," fuhr Georg fort, „ich habe es unterlassen, weil wir Seiner Aussage zur Aafklärung gewisser Plane bedürfen. Statt dafür zu sorgen, daß die Ehre Sei=

nes verstorbenen Herrn makellos bleibe, sucht Er sie zu beschmutzen. Für Ihn besitzt dieses Papier keinen Werth . . . wer hat Ihn gedungen, es zu stehlen?"

Der Bediente antwortete nicht; aber er bewegte den Fuß, als ob er Ungeduld und Zorn bekämpfte.

„Der Mensch hatte lange im Solde des Barons gestanden," sagte Georg, sich zu Melanie wendend. „Valentin hat Recht, wir müssen ihn unschädlich machen. Mir verweigert er ein Bekenntniß . . . mein Vater wird schon erfahren, was nöthig. Um neun Uhr kommt mein Jäger . . ."

„Vergreifen Sie sich nicht an mir!" rief Friedrich. „Ich spreche ein Wort, und jene Quittung ist ungiltig."

„Der Elende wagt es zu drohen."

„Ich wage mehr: ich vernichte Sie! Indem ich die Quittung nahm, diente ich meiner Herrin. Madame Gerhardt ist ein argloses Kind, das überwacht werden muß."

„Schweig!" befahl der Förster.

„Sie fürchten, daß ich zu viel sage?" fragte Friedrich höhnend. „Meine Herrin mag immerhin wissen, daß Sie der bestimmte Bräutigam von Lisbeth Geyer sind. Nicht wahr, für jene Dame hat die Quittung einen unschätzbaren Werth . . . was die Braut besitzt, besitzt

auch der Bräutigam . . . denken Sie nach, Madame Gerhardt, und sehen Sie sich vor. Es wäre besser gewesen, ich hätte das Papier dem Justizrathe geschickt. Lassen Sie sich warnen, ich meine es gut mit Ihnen. Wenn Jemand aus dem Hause zu jagen ist, so ist es der Herr Förster."

„Bemühen Sie sich nicht, meinen Verlobten zu verdächtigen," sagte Melanie; „ich weiß, was ich von seiner Treue zu halten habe."

Georg zog die Glocke.

Gewöhnlich pflegte Martha auf dieses Zeichen rasch einzutreten; diesmal blieb sie aus.

Das Zeichen ward wiederholt, stärker und dringender.

„Wo bleibt Martha?" fragte Melanie.

Mit den Worten „ich werde sie senden," wollte sich Friedrich entfernen.

Georg hielt ihn gewaltsam zurück. Nun wartete man noch einige Augenblicke. Melanie zog noch einmal die Glocke. Der Ton schallte durch das ganze Haus; aber Martha kam immer noch nicht. Das war verdächtig. Georg zog seinen Hirschfänger.

„Voran Bursche!" befahl er. „Du führst uns zu Martha, denn Du wirst wohl wissen, wo Du sie ver-

schlossen hältst. Vorwärts, Verbrecher, oder meine Klinge wird Dich gelenk machen!“

„Ich gehe nicht von der Stelle!“

„Zum letzten Male . . .“

„Sie haben kein Recht, in unserm Hause Gewalt zu verüben!“ entgegnete der Bediente, der durch Frechheit seine Furcht zu verdecken suchte.

„Das wird sich zeigen!“

Georg nahm eine Kerze und reichte sie dem Bedienten.

„Nimm!“ befahl er.

Friedrich blieb unbeweglich. Ein Hieb mit dem Hirschfänger traf ihn. Der zweite sollte folgen. Das wirkte.

„Ich weiche der Gewalt!“ murmelte zuckend der Verbrecher.

„Das ist auch meine Absicht. Nun vorwärts! Melanie, Du folgst, die zweite Kerze tragend. Es ist traurig, daß ich Dich zur Zeugin solcher Scenen machen muß . . . aber wir sind einem Verbrechen auf der Spur . . .“

Der Bediente war auf den Corridor hinausgetreten. Die Kerze zitterte in seiner Hand. Schwankend ging er weiter. Nach fünf bis sechs Schritten schleuderte er die Kerze zu Boden, die erlosch. Nun wollte er die

Treppe hinabspringen, die zur Küche führte, aber die starke Faust Georgs hinderte ihn daran. Friedrich rief um Hilfe; er wehrte sich mit Händen und Füßen. Nun öffnete die zitternde Melanie eine Thür.

„Sperren wir den Verbrecher in dieses Zimmer!“ rief sie.

Georg schleuderte den Alten hinein. In demselben Augenblicke ward das Fenster zertrümmert und ein starker Luftzug quoll herein.

„Wetter,“ rief draußen eine starke Stimme, „gibt es denn im Hause keine Thüren mehr, daß die Menschen durch die Fenster gehen? Hieher, mein Freund, hieher, daß ich Dich beschauen kann!“

Nun ward es wieder still.

„Licht!“ rief Georg, der das Zimmer betreten hatte.

Melanie erschien mit der Kerze auf der Schwelle. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Martha! Martha!“

Die alte Wirthschafterin lag geknebelt am Boden. Ihr Kopf war fest in ein schwarzes Tuch gehüllt, daß sie nicht rufen konnte. Melanie befreite sie rasch von der schrecklichen Fessel.

„Es war die höchste Zeit!“ stammelte Martha.

„Ich war dem Ersticken nahe ... Herr Förster, es muß ein Mensch hier im Zimmer sein ..."

Georg nahm den Strick von den Händen der Wirthschafterin und fesselte den Bedienten, der noch einige fruchtlose Versuche machte zu entfliehen. Melanie beschäftigte sich mit der treuen Dienerin, die laut weinend auf einem Stuhle saß.

„Wer war der Mann," fragte Georg, „der durch das Fenster entsprungen ist?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Martha. „Es war dunkel, als er eintrat und mich fesselte. Ach, ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen ... hier können wir länger nicht wohnen ... die bösen Menschen!"

„Von Valentin, dessen Stimme ich gehört, werden wir bald erfahren, wer der Verbrecher ist."

Draußen ließ sich die kleine Glocke vernehmen. Gleich darauf hörte man Schritte auf dem Corridor. Georg eilte mit der Kerze hinaus; er wurde Zeuge eines wunderlichen Schauspiels. Valentin trug auf beiden Armen einen Menschen, der sich vergebens gegen die gewaltige Umschlingung sträubte. Er setzte den Gefangenen zu Boden, sah ihm in das Gesicht und rief lachend:

„Wetter, was ich vermuthete, ist wahr: der edle Baron ist durch das Fenster in das Freie gewandert! Er hat gebissen und gekratzt wie eine Katze. Da ist der

Patron! Ich wußte es wohl, daß er mir noch einmal in den Wurf kommen würde. Heute aber müssen wir ihn festhalten, er ist zu gefährlich!"

Alphons schäumte vor Wuth. Georg machte wenig Umstände; er ließ den Baron, den er keines Wortes würdigte, binden und mit dem alten Bedienten zusammenschnüren.

„Morgen siehst Du mich wieder!" flüsterte er Melanie zu. „Beruhige Dich und denke an Dein Versprechen; es wird Alles gut werden."

„Laß mich nicht warten, Georg!" bat sie unter Thränen. „Ich fühle mich unglücklich, wenn Du nicht bei mir bist!"

„Valentin kommt zurück, um über Deine Sicherheit zu wachen. Gute Nacht!"

Die Gefangenen wurden gezwungen voran zu gehen. Valentin die schußfertige Büchse tragend und Georg mit gezogenem Hirschfänger folgten. So verließ der tragikomische Zug die Villa, um den Weg nach dem Dorfe einzuschlagen. Melanie selbst schloß die Thür. Als sie zurückkam, schlich die erschöpfte Martha über den Corridor in den Salon. Die Frauen umarmten sich mit einer Rührung, als ob sie vom Tode errettet wären. und wahrlich, sie waren es auch. Melanie pflegte nun ihre mütterliche Freundin mit der Sorgfalt einer Tochter.

Dann erzählte die Alte: „Ich habe mich doch von dem heimtückischen Friedrich wieder bethören lassen, obgleich ich mir vorgenommen, vor ihm auf der Hut zu sein. Nachdem ich Herrn Georg, der durch die geheime Thür gekommen war, in den Salon gelassen, ging ich ruhig meinen Geschäften nach. Ich wollte das Nachtessen bereiten. Friedrich sollte Wein aus dem Keller holen. Ich suchte und fand ihn endlich in jenem Zimmer, wo er eingeschlafen zu sein schien. Als ich seinen Namen rief, sprang er auf. Dann bat er mich, ich möchte ihn einige Augenblicke anhören, er habe mir Etwas zu melden. Nun sprach er von einem Papiere, das er zufällig in der Tasche eines alten Rockes gefunden. Dieses Papier, behauptete er, gebe Aufschlüsse über Melanie. Ich möge nur warten, er wolle es gleich holen. Die Sache interessirte mich und ich blieb. Gleich darauf kam Friedrich zurück; er gab mir wirklich ein Papier, das ich gleich lesen sollte. Ich setzte mich an den Tisch, holte meine Brille hervor und fing, nichts Arges ahnend, zu lesen an. Meine Augen sind nicht mehr gut, ich mußte mich recht anstrengen. Da blies auf einmal Jemand das Licht aus. Friedrich! rief ich. Aber Friedrich antwortete nicht. Ich wollte mit ausgestreckten Armen nach der Thür tappen, wollte auf den Corridor hinausrufen, denn mir ward recht unheimlich zu Muthe; da zischte mir eine

Stimme zu: „Du bist verloren, wenn Du einen Laut von Dir giebst!“ Ich wußte, daß Herr Georg im Hause war, und darum wagte ich laut zu schreien. Aber der Schrei ward durch ein Tuch erstickt, das man mir rasch um den Kopf band. Ich verlor vor Schreck die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß mir die Hände gebunden waren. Da lag ich denn nun, in gräßlicher Angst den Tod erwartend. Das Tuch, das nicht sehr fest gebunden war, gestattete mir zu athmen. Der Mann, den ich nicht sehen konnte, ging auf und ab. Plötzlich hörte ich die Glocke. Ich wollte aufstehen. „Ich schieße Dich nieder,“ zischte die gräßliche Stimme wieder, „wenn Du eine Bewegung ausführst oder auch nur zu rufen wagst.“ Die Glocke ward wieder und heftiger gezogen. Großer Gott, meine liebe Melanie rief mich und ich konnte nicht kommen. Trotz der Drohungen mußte ich laut wimmern. Dann ward die Thür aufgerissen . . . Sie, mein liebes Kind, kamen mir zu Hilfe. So schutzlos können wir ferner nicht bleiben.“

„Wo ist die Magd? Wo ist der Gärtner?“ fragte Melanie.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht hat sie der treulose Friedrich auch eingesperrt.“

Melanie erzählte nun, daß Friedrich, der ohne

Zweifel die Anwesenheit des Försters nicht vermuthet, die Quittung habe stehlen wollen.

„Die Quittung?“ fragte Martha.

„Ich schloß sie in den Secretär . . . und Das, so erinnere ich mich jetzt, hat Friedrich gesehen der zufällig die Wassercaraffe in den Saal brachte. Er hat auch wohl unser Gespräch mit gehört, denn der tückische Mensch lauscht an allen Thüren.“

Die beiden Frauen hatten nicht den Muth, das Haus zu durchsuchen. Aengstlich blieben sie in dem Salon, bis nach einer Stunde Valentin zurückkehrte. Er berichtete, daß der Baron und der Bediente auf der harten Pritsche des Amtsgefängnisses lägen und daß der frühere Gerichtsschreiber dicht nebenan logire. Georg sei bei seinem Vater, dem er die saubere Geschichte zu Protokoll erkläre. Als Valentin von dem neuen Diebstahl hörte, rief er aus: Bei meiner armen Seele, ist es doch, als ob Alles so kommen müßte. Wir haben Glück, viel Glück. Hätte ich mich zehn Minuten später eingefunden, so wäre mir der Vogel entwischt.“

Der Jäger durchsuchte nun das Haus. Er fand die Magd in der verschlossenen Speisekammer, den Gärtner berauscht in einer Abtheilung des Kellers. Friedrich hatte nach Kräften Vorsorge getroffen, um ungestört den Diebstahl ausführen zu können, zu dem ihn der

Baron gedungen. Valentin blieb als Wächter in der Villa. Am nächsten Morgen erschienen Georg, der Gerichtsamtmann und der Pfarrer. Die Aufklärungen, welche die Männer brachten, zerrissen völlig den Schleier, den Bosheit und Tücke über Melanie's Verhältnisse ausgebreitet. Der Gerichtsamtmann hielt einen ausführlichen Vortrag, den er mit dem Satze schloß: Herr Gerhardt war ein braver, aber ein schwacher Mann; er hat sich durch seinen eigenen Rechtsanwalt einschüchtern lassen. Der Pfarrer fügte hinzu: Der Zweck der Trauung, die ich auf eigene Verantwortung vollzogen, ist erreicht . . . die Tochter der Julia Douglas hat das Erbe ihres Großvaters erhalten, und darum mußte sie Madame Gerhardt werden. Der Sterbende hat redlich für seine Pflegetochter gesorgt. Ich wußte, daß ich seinen Worten glauben konnte. Mein alter Freund Bärwald hat für juristische Beweise gesorgt. Sehen wir nun mit Ruhe der Zukunft entgegen.

Gegen Mittag führte Georg seine Braut der Mutter zu. Frau Bärwald weinte heiße Freudenthränen, als sie die reizende Melanie umarmte. Georg flüsterte seinem Vater zu: „Deine Schwiegertochter hat die Schuld an Lisbeth abgetragen!“ „Jetzt ist mir's klar,“ antwortete freundlich der Alte. „Mit dem Justizrathe in der Stadt, der Dich beargwöhnt, werde ich ein ernstes

Wort sprechen, sobald die Verlobung proclamirt ist. Der Einwilligung jenes Herrn bedürfen wir nicht."

Am folgenden Tage saß eine frohe Gesellschaft in dem Salon der Villa. Martha und die alte Magd bedienten die Gäste, die das überglückliche Brautpaar hoch leben ließen. Der Gerichtsamtmann, seiner Sorgen ledig, befand sich in der heitersten Weinlaune. Er umarmte Alle, selbst die alte Martha, die sich als mütterliche Freundin der Braut zu ihm setzen mußte. Aber auch Valentin war Gast an der Tafel; er hatte seinen Platz zwischen dem Förster und dem Pfarrer. Bei den Toasten, die ausgebracht wurden, donnerte er mit seiner markigen Stimme den Grundbaß. Es war spät, als sich die fröhliche Tafelrunde auflöste.

Zwanzigstes Capitel.

Julia Douglas bewohnte, wie wir schon berichtet, das Haus des verstorbenen Gerhardt in der Stadt. Wir erfahren, wie sie dahin gekommen, wenn wir den Justizrath begleiten, der eines Morgens die Treppe zu dem ersten Stock hinanstieg und sich von der Kammerfrau anmelden ließ. Julia empfing den Rechtsanwalt in einem traulichen Zimmer. Sie war, obgleich sich schon Falten in ihrem Gesichte und viel graue Haare auf dem Haupte zeigten, kokett gekleidet. Ein Kenner kosmetischer Mittel würde behauptet haben, daß die feine Röthe auf ihren Wangen Schminke sei. Der Rechtsanwalt kümmerte sich darum nicht; er grüßte, legte Hut und Stock ab und nahm neben Julia auf einer Causeuse Platz, wozu er freundlichst eingeladen worden.

„Fräulein Douglas hat mich wohl nicht erwartet?“

„Nein; wenigstens heute nicht. Der vielbeschäftigte Rechtsanwalt . . ."

„Kommt eben in Geschäften. Es sind wichtige Nachrichten aus Bornau eingegangen, die Ihnen mitzutheilen ich mich beeile."

„Sie werden eine aufmerksame Hörerin finden!" antwortete Julia, die sich bemühte, gleichgiltig zu erscheinen.

„Melanie ist die verlobte Braut des Försters Bärwald."

„Was kümmert's mich?" fuhr Julia auf. „Mag sich die Witwe nach Belieben verheirathen . . ."

„Verzeihung, mein Fräulein, die Angelegenheit liegt Ihnen näher, als Sie mich glauben machen wollen. Bin ich auch nicht eigentlich Ihr Rechtsanwalt, komme ich auch nur als Testamentsvollstrecker Gerhardt's zu Ihnen, so müssen Sie mir doch gestatten, daß ich delicate Dinge berühre. Das Ordnen der mir übertragenen Angelegenheit ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft."

„Für Sie, nicht für mich!"

„Auch für Sie, mein Fräulein."

„Ich habe längst abgeschlossen mit Gerhardt, dem freundlicher gesinnt zu werden mich keine Macht der Erde zwingen kann. Von den Todten soll man nur Gutes reden, ich weiß Das . . . sprechen wir nicht mehr von

Gerhardt. Es gibt Dinge, die man nicht vergessen kann."

„Wohl wahr; aber es gibt auch Dinge, die man gern vergessen möchte."

„Was wollen Sie sagen?" fuhr die Dame auf.

„Ich muß wieder auf Gerhardt zurückkommen. Daß ich ihm sehr befreundet gewesen, wissen Sie. Jetzt spreche ich nicht als Sachwalter, sondern als Freund Gerhardt's, und Gerhardt war stets Ihr aufrichtiger Freund, wenn Sie ihn auch beleidigend zurückwiesen. Verzeihung, Sie müssen mich jetzt anhören, es wäre mir sonst unmöglich, Ihnen eine Criminaluntersuchung zu ersparen, wozu mich der verstorbene Freund verpflichtet hat."

Julia hatte den Kopf emporgeworfen.

„Eine Criminaluntersuchung? Was habe ich verbrochen?"

Der Justizrath ergriff sanft ihre Hand.

„Ich bin ein alter Mann, der das Leben in seinen Veränderungen kennen gelernt hat ... vor allen Dingen aber bin ich der Testamentsvollstrecker Gerhardt's, mithin Ihr Freund ... ich hebe das Letztere besonders hervor, damit Sie mich nicht einer bösen Absicht zeihen. Betrachten Sie mich als ihren Arzt, der Schmerzen bereitet, um zu heilen. Ich gehe also zur Sache über. Sie wohnten in stiller Abgeschiedenheit auf einem Dorfe, nachdem

Ihr Vater Ihnen die Verwaltung des Vermögens entzogen hatte. Dies Verfahren Ihres Vaters will ich einer Kritik nicht unterziehen, weil es mir nicht zusteht. In der Einsamkeit schenkten Sie der Welt eine Tochter."

„Herr Justizrath!"

„Still, still, Fräulein Douglas! Gerhardt wußte Dies; und dennoch bewarb er sich um Ihre Hand, weil er den letzten Willen seines Wohlthäters ehrte. Madame Gerhardt sollte das Vermögen erben, wie es das Testament bestimmte. Einer unbesiegbaren Abneigung folgend, wiesen Sie den fast lästigen, unverschämten Bewerber wiederholt ab, Sie überflutheten ihn selbst mit Schmähungen. Der gewissenhafte Mann konnte seines Vermögens nicht froh werden; er konnte sich auch nicht entschließen, einer Anderen die Hand zu reichen, weil er Ihnen das väterliche Erbe nicht entziehen wollte. Er bot Ihnen vergebens Darlehen und Unterstützung an. Da kam er auf den Einfall, sich der List zu bedienen. Der Förster Geyer, sein Freund, bot ihm die Hand dazu. Geyer bediente sich des Vorwandes, daß er der Bevollmächtigte des Fürsten L. sei. Sie nahmen das Landhaus an, das er Ihnen bauen ließ, und wiesen auch eine jährliche Revenue nicht zurück. Das Alles kam von Gerhardt."

„Von ihm?" rief Julia entrüstet. „O, wer mir Das gesagt hätte!"

„Aber Geyer war ein perfider Freund; er leugnete das Capital von Gerhardt erhalten zu haben. Es kam zum Processe. Um diese Zeit verkauften Sie Ihr Landhaus, weil Sie gewisse Hoffnungen hegten, die nicht in Erfüllung gingen. Gerhardt war der Käufer; er bezahlte gut. Sie wissen, daß ich das Geschäft vermittelt habe. Die Witwe Gerhardt bezog nun Ihr Landhaus ..."

„Ganz recht!" unterbrach ihn Julia ungeduldig. „Ich miethete auch dieses Haus, das einst Eigenthum meines Vaters gewesen. Aber Sie sprachen von einer Criminaluntersuchung."

„Ich komme darauf. Der Prinz will wissen, wo seine Tochter ist, die auf unerklärliche Weise verschwunden. Man vermuthet ein Verbrechen."

Julia war bleich geworden.

„Hat Gerhardt mich vielleicht angeklagt?" fragte Sie mit zitternder Stimme.

„Er hat Sie im Gegentheil zu schützen gesucht. Und auch ich kann Sie noch schützen, wenn Sie offen zu mir sprechen. Der Pfarrer lebt noch, der Ihre Tochter auf den Namen „Melanie Seefeldt" getauft hat. Lassen Sie den Stolz fahren, geben Sie der Wahrheit die Ehre und bekennen Sie mir, was in dem Bauernhause geschehen, das Sie eine Zeitlang bewohnt

haben. Nur so können Sie den Verdacht des Kindesmordes von sich abwälzen."

„Der Prinz, der Prinz fordert es?" stammelte die Dame.

„Er hat mich beauftragt, dem Staatsanwalt Anzeige zu machen, wenn Sie sich weigern, genügende Aufschlüsse zu geben."

Julia zerdrückte krampfhaft das Tuch, das sie in den Händen hielt.

„Auch Das noch! Auch Das noch!" flüsterte sie mit unbeschreiblicher Bitterkeit.

„Lesen Sie den Brief des Prinzen."

Sie schob hastig das Papier zurück.

„Und was werden Sie thun, wenn ich schweige?"

„Dem Auftrage des Prinzen genügen, wie es meine Pflicht ist. Ich hoffe indeß, daß es nicht so weit kommen wird."

„Nein, nein! Ihnen, Herr Justizrath, will ich alles bekennen, daß mich der Prinz um meine Ehre betrogen hat. O, ich habe meinen Stolz, meine Leichtgläubigkeit schrecklich gebüßt! Ich hatte eine Tochter, ein schönes, reizendes Kind . . . aber ich konnte sie nicht lieben, sie erinnerte mich an meine Schmach, an meine Verirrung. Wer ist verächtlicher, der Betrüger oder die Betrogene? Als ich noch für reich und schön galt, lag der Prinz zu

meinen Füßen; er schwor mit den heiligsten Eiden, mir ewig anzugehören, trotz der Hofcabale, die man gegen seine Liebe schmiede. Da verachtete er den Rang, den ihm der Zufall angewiesen; da versicherte er, nur an meiner Seite glücklich sein zu können. Ich müsse seine Gattin werden, betheuerte er, und wenn das ganze Land sich zwischen ihn und mich stellte. Ach, ich war eitel und thöricht genug, dem schwärmerischen Manne zu glauben. Ich machte seinetwegen ein großes Haus und vergeudete mein Vermögen. Als die Zeit kam, daß ich mich zurückziehen mußte, verließ mich der hohe Herr. Der Welt grollend, ging ich auf das Land. Ich konnte nur ein Bauerhäuschen kaufen, da der speculirende Gerhardt mir durch den schwachen Vater, der indessen gestorben war, das Vermögen genommen hatte. Mein Herr, ich habe schreckliche Tage verlebt. Zerfallen mit den Menschen und mit mir selbst lebte ich zwischen elenden Lehmwänden, die ich gewohnt war, auf seidenen Polstern zu ruhen. Ich war zu stolz, um mich zu beklagen oder Hilfe zu suchen. Gerhardt kam, um mir seine Theilnahme zu beweisen . . . ich wies ihn ab. Da ward mir das Kind gestohlen. Auch dies Ereigniß ließ mich kalt. Sollte ich Nachforschungen anstellen lassen, sollte ich öffentlich bekennen daß ich eine Entehrte sei? Diesen Triumph konnte ich meinen Feinden nicht bereiten. So bekämpfte ich den

Schmerz, der sich anfangs regte, und verbarg den Brief, den ich in dem Bette des Kindes vorgefunden."

„Einen Brief?" fragte gespannt der Anwalt.

„Hier ist er."

Julia holte ein Portefeuille aus dem sie ein vergilbtes Papier nahm, das sie dem Justizrathe reichte. Dieser las folgende Zeilen:

„Deine Tochter ist zwar nicht todt, aber sie lebt auch nicht mehr für Dich. Man wird sie erziehen, daß sie den Vater haßt, wenn sie ihn je kennen lernt. Hüte Dich vor dem Uebermüthigen, er will nur Dein Verderben. Während Du trauerst, jubelt er im Ueberfluß. Verachte den Mann, der kein Herz für Deinen Jammer hat. Er läßt Dir das Kind nehmen, das er fürchtet. Dieser Brief kommt von einem Freunde, der Dich bemitleidet."

„Trotz des Paradoxen," meinte der Justizrath, „sind mir diese Zeilen klar."

„O, auch mir waren sie es auf den ersten Blick. Der Prinz hatte eine geringe Meinung von mir . . . ich würde dennoch Ansprüche nicht erhoben, würde seine Perfidie nicht ans Licht gezogen haben, auch wenn er mir das Kind gelassen hätte. Der gnädige Herr verheirathete sich mit einer Prinzessin von Geblüt, und die betrogene Julia war vergessen. Da ist die Lösung des Räthsels. Als Geyer kam und mir sagte, er wolle ein Darlehn,

das er von meinem Vater erhalten, an mich zurückzahlen, glaubte ich ihm. Aber ich ließ ihm das Geld zu einträglichen Speculationen. Es war mir lieb, daß ich in einem schönen Hause bequem wohnen konnte, um Gerhardt zu zeigen, ich bedürfe seiner Hilfe nicht. Mit den Jahren änderten sich jedoch meine Ansichten vom Leben. Ich war bedacht, mir ein sorgenloses Alter zu schaffen. Geyer kündigte mir an, daß er Nichts mehr für mich thun könne, da er durch das Fallissement eines Bankhauses das ganze Vermögen verloren habe. Er rieth mir, das Landhaus zu verkaufen, wozu sich eine günstige Gelegenheit bot. Eine Madame Gerhardt stellte sich mir als Käuferin vor! Ich schloß um so lieber den Handel ab, als mir das einsame Leben zur Last geworden war. Die Frau, die mein Erbtheil erhalten, konnte wohl die geforderte Summe zahlen. Den Plan, nach England zu gehen, gab ich auf, weil ich erfahren, daß der jüngere Bruder meines Vaters gestorben sei. Sie selbst, Herr Justizrath, benachrichtigten mich davon."

Der Jurist hatte bisher ruhig das Papier betrachtet.

„Ich setzte mich mit Ihnen in Verbindung, mein Fräulein, weil ich Ihres Zeugnisses gegen Geyer bedurfte; jetzt ist der Proceß für mich so gut als gewonnen. Die Quittung des Försters, die er Gerhardt

gegeben, hat sich vorgefunden. Ihrer Aussage in Betreff des Kindes bedurfte ich, um Melanie's Herkunft zu constatiren."

„Mein Herr, was ist Das?" fragte erregt die Dame.

„Ich weiß, daß Sie im Verein mit dem Baron von Frankenstein gegen die Witwe Gerhardt aufgetreten sind. Es ist sogar, auf Ihre indirecte Veranlassung, ein amtliches Verfahren gegen die arme Frau eingeleitet. Dieses Papier gibt den vollständigen Beweis, daß Sie Ihre eigene Tochter vernichten wollen, um Rache an Gerhardt zu üben. Begreifen Sie die Absicht nicht, die den Verstorbenen leitete? Julia verschmähte es in ihrem Stolze, den armen Heinrich zu erhören . . . jetzt erbt Madame Gerhardt, nach dem Buchstaben des Testamentes, Douglas' Vermögen, und Madame Gerhardt ist die Tochter Julia's. Ehren Sie das Andenken des Todten! Er ist nie Ihr Feind gewesen. Ich habe meine Mission als Rechtsanwalt und als Freund erfüllt. Der Prinz, ich gestehe es, hat sich nicht um Sie gekümmert . . . daß ich seiner erwähnte, war eine List', die Sie mir verzeihen werden. Und nun lege ich Ihnen die Bitte an das Herz: können Sie es nicht über sich gewinnen, sich der liebenswürdigen Melanie anzuschließen, so stellen Sie

sich ihr wenigstens nicht feindlich entgegen. Sie ist die Verlobte eines wackern Mannes ..."

Der Justizrath hatte sich erhoben.

„Mein Herr," fragte die bewegte Julia, „von wem ist jener Brief gekommen, den ich in der leeren Wiege fand?"

„Von dem Manne, der das Kind geraubt hat."

„Und wer ist der Mann?"

„Sie kennen ihn ... ein sinnverwirrter, ein unzurechnungsfähiger Mensch. In der Gegend von Bornau ist er unter dem Namen Vater Hannes bekannt ... sein wahrer Name ist Johannes Libau."

„Libau!"

„Er hat sich an Gerhardt rächen wollen, der, wie er wähnt, die Schwester zu bestimmen wußte, dem Baron von Frankenstein die Hand zu reichen. Vergleichen Sie diesen Brief mit dem, den Sie vorgefunden ... in beiden erblicken Sie dieselben Schriftzüge. Der Prinz weiß um den Raub nicht."

Julia verglich die Papiere, die der Justizrath ihr vorgelegt.

„Ich begreife nun Alles!" flüsterte sie.

„Libau hat bereits seine That vor Gericht eingestanden. Daß man Sie beraubt, haben Sie mir erklärt ..."

„Und ich werde es auch nicht widerrufen."

„Dann wünsche ich mir Glück zu der wohlgelungenen List, die ich als Anwalt anwenden mußte. Auf meine Discretion mögen Sie zählen. Haben Sie nun dem Freunde Gerhardt's noch Mittheilungen zu machen, so lade ich Sie zu einem Besuche ein."

Der Justizrath nahm seine Papiere, verneigte sich und ging.

„Madame Gerhardt ist meine Tochter!" flüsterte Julia, die regungslos dem Justizrathe nachgesehen hatte. „Ich kann nicht mehr daran zweifeln . . . bewiesen es die Briefe nicht, die von derselben Hand geschrieben, so würde es die Trauung des vorsichtigen Gerhardt darthun, den ich so arg verkannt habe. Mein Eigensinn hat verhindert, daß früher eine Erklärung stattgefunden. Vater, Du hast Deiner verschwenderischen Tochter einen gewissenhaften Vormund gegeben . . . hätte ich ihn früher als solchen anerkannt, es stände wohl heute anders mit mir. Ich bin alt geworden, habe die Menschen kennen gelernt . . . habe mir aber auch das Herz der Tochter entfremdet. Ach, gelänge es mir doch, mir dankbare Herzen zu erwerben!"

Sie überließ sich lange den schmerzlichen Gedanken, welche die Erinnerung an ferne Zeit anregte.

Eine Magd meldete den Baron von Frankenstein an. Der Angemeldete erschien, ohne die Antwort der Frau vom Hause abzuwarten. Der Vater des würdigen Alphons, ein Sechziger, war aus der Schuldhaft entlassen, weil die Gläubiger keine Aussicht auf Zahlung hatten. Der alte Geck trug eine blonde Perrücke und war nach der neuesten Mode gekleidet.

„O, meine süße Freundin,“ rief er, nachdem er ihr die Hand geküßt, „ich bringe eine Hiobspost!“

Julia blieb nachlässig auf ihrem Sopha liegen und fragte:

„Nun?“

„Die Zeitungen verkünden eine Verlobung, die mich lachen machen würde, wenn sie für uns nicht verhängnißvoll wäre. Jene Melanie und der Förster Bärwald . . .“

„Ich weiß bereits darum.“

„Julia, Sie wissen es und sind so ruhig?“

„Was kann ich dagegen unternehmen?“

„Sie kennen die Beziehungen Melanie's zu dem Erblasser . . . Ihnen und mir gebührt das große Vermögen. Dringen wir von Neuem auf Untersuchung.“

„Herr Baron, ich habe mit der Welt abgeschlossen. Thun Sie allein, was Ihnen gut scheint.“

„Julia! Julia! Diese plötzliche Aenderung Ihrer

Ansichten ist mir unbegreiflich. Ach, ein Licht geht in mir auf: sollte es dem Justizrathe gelungen sein, Sie einzuschüchtern?"

„Herr Baron, Sie kennen meinen Muth und meine Beharrlichkeit!" rief Julia. „Aber ich bin zu alt geworden, um Intriguen einzuleiten, die unschuldigen Personen Schaden bringen. Wir würden umsonst Aufsehen erregen. Ich zweifle, daß Sie genügende Beweise beibringen können . . ."

„Der Staatsanwalt wird seine Schuldigkeit thun."

„Er wird aber auch den bösartigen Ankläger zur Rechenschaft ziehen. Der Förster Bärwald, ich kenne ihn, ist nicht der Mann, der seine Verlobte ungestraft beleidigen läßt. Sie wagen viel, Herr Baron!"

„Aber ich wage es, da es sich um ein Vermögen handelt, dessen ich bedarf. Mein Schwager war ein Narr, und wenn ich zu verhindern suche, daß mich die traurigen Folgen seiner Narrheit treffen, so erfülle ich die Pflicht der Selbsterhaltung. Damit Sie nun sehen, daß ich nicht planlos handle, theile ich Ihnen eine Entdeckung mit, die mein Sohn gemacht hat, der sich in Bornau bei einem Jugendfreunde aufhält. Es gibt einen alten Bauer Namens Hannes . . . diesen hat Gerhardt oft besucht. Hannes weiß genau . . ."

„Sie sind schlecht unterrichtet, Herr Baron! Ich

kann Ihnen bessere Auskunft geben. Der Bauer heißt Johannes Libau!"

„Wie, wie heißt er?" fragte betroffen der alte Geck.

„Johannes Libau. Er war früher ein angesehener Kaufmann und kam nicht selten in das Haus meines Vaters. Auch Sie müssen ihn kennen."

„Ich erinnere mich dunkel," murmelte der Baron. „Wenn es derselbe ist, der an Ueberspanntheit litt . . ."

„Er ist derselbe. Und was erwarten Sie von ihm?" fragte Julia streng.

„Nichts, Nichts! Ein Sinnverwirrter kann nicht zeugen. So muß ich auf andere Mittel sinnen, die zum Ziele führen."

Ein leises Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen. Die Unterbrechung schien dem Baron gelegen zu kommen.

„Sehen Sie nach, ich bitte!" sagte er nach der Thür deutend.

Die Magd trat schon ein; sie überreichte ihrer Herrin einen Brief, den der Postbote gebracht. Dann verließ sie das Zimmer. Julia sah nach dem Poststempel.

„Von Bornau!" rief sie. „Gestatten Sie, daß ich meine Neugierde befriedige?"

Der Baron winkte mit der Hand, setzte sich auf

den nächsten Stuhl und kreuzte die Arme. Julia zerriß das Couvert und las. Die Nachrichten, die der Brief enthielt, versetzten sie in eine ungewöhnliche Aufregung. Sie lehnte sich an die Fensterbrüstung und öffnete einen zweiten Brief, der dem ersten beigeschlossen war. Der Baron beobachtete die Lesende, die sich der Gegenwart des Gastes kaum noch bewußt zu sein schien.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief sie nach einem tiefen Seufzer.

„Unangenehme Nachrichten?“ fragte lächelnd der Baron.

„Wissen Sie, wo sich Ihr Sohn befindet?“

„Nein.“

„In dem Amtsgefängnisse zu Bornau.“

„Die verdammten Gläubiger!“ rief der Alte aufspringend. „Wir haben noch einige Wechsel zu bezahlen . . . Sie sehen, ich brauche nothwendig Geld.“

„Nicht wegen Schulden, sondern wegen eines Diebstahls hat man Ihren Sohn verhaftet.“

„Miß Julia . . .! Was soll Alphons verbrochen haben?“

„Man hat die Quittung des Försters Geyer bei ihm vorgefunden, die er Melanie um den Preis ihrer Hand verkaufen wollte.“

Der Baron erbleichte.

„Tollheit! Wie soll Alphons zu der Quittung gekommen sein?“

„Das wird die Untersuchung ergeben.“

„Man will uns verdächtigen, damit wir nicht Ansprüche erheben. . . .“

„Auch der alte Bediente Friedrich ist in Gewahrsam gebracht; er hat bereits ausgesagt, daß Sie ihm einen Theil der Erbschaft versprochen haben . . .“

„Verdammt!“ stammelte der Baron.

„Sie sehen, daß ich mich nicht mit Ihnen verbinden kann, um eine ehrlose Intrigue fortzusetzen, deren Fäden bereits an das Licht gezogen sind. Es wird immer klarer vor meinen Blicken . . . Gerhardt war ein Ehrenmann! Mein Vater hat ihn recht beurtheilt. Ohne seine Fürsorge, die ich ihm leider in unerklärlicher Verblendung erschwert, wäre ich heute arm, müßte mit Sorgen und Elend kämpfen. Melanie ist die rechtmäßige Erbin!“

„Von wem kommt der Brief?“

„Von dem Gerichtsamtmann Bärwald, der die Verbrecher verhaftet hat. Er ertheilt Ihnen zugleich auf die Bitte Melanie's den Rath, so rasch als möglich das Land zu verlassen, damit der Arm der Justiz Sie nicht ergreife. Der Justizrath Witte hat Auftrag, Ihnen das Reisegeld zu zahlen. Ich habe nur noch

die Erklärung auszusprechen: zählen Sie nicht auf mich, denn ich bin mit Gerhardt vollkommen ausgesöhnt. Lebte er noch, ich würde ihn um Verzeihung bitten. Da dies nicht möglich, werde ich sein Andenken heilig halten. Reisen Sie, Herr Baron, Sie sind es sich und Ihrem verstorbenen Schwager schuldig."

„Vielleicht! Vielleicht! Ich werde mir Ihren Rath überlegen."

Der Baron verließ hastig das Zimmer, nachdem er der Dame einen drohenden Blick zugeworfen. Julia las noch einmal den Brief, den sie in der Hand hielt.

„Melanie," flüsterte sie, „hat nicht nur ein tiefes Gemüth, sondern auch einen Takt, der die feinste Bildung verräth. Gerhardt hat ihr die sorgfältigste Erziehung geben lassen, hat auch in dieser Beziehung Nichts versäumt, um die Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter zu erfüllen. Sie bittet um Anerkennung und um meinen Segen . . . Beides sei ihr gewährt. Wenn ich jetzt auf mein vergangenes Leben zurückblicke, kann ich nur den Wunsch hegen, daß meine Tochter glücklicher sein möge, als ich gewesen bin. Der Stolz trieb mich, über meinen Stand hinaus zu gehen . . . ach, hätte mich die wahre Liebe vor dem Leichtsinn bewahrt!"

Julia setzte sich an den Secretär und begann zu

schreiben. Der nach einer Stunde vollendete Brief trug Melanie's Adresse. Gegen Abend brachte ein Fiaker die Dame zu dem Justizrathe. Sie hatte eine lange Unterredung mit ihm.

„Der Förster ist ein braver Mann," versicherte der Jurist, nachdem er Georg's Benehmen geschildert, das er aus den Verhandlungen mit ihm kennen gelernt hatte. „Die Verdächtigungen, die der Bediente mir ausgesprochen, sind durchaus grundlos. Ganz andere Dinge enthält der Brief meines Freundes, des Pfarrers. Melanie wird die glückliche Gattin eines wackern Mannes werden."

„Dazu gebe Gott seinen Segen!" sagte Julia bewegt. „Der Reichthum allein schafft die eheliche Glückseligkeit nicht."

„Und nun halte ich mich für berechtigt, jetzt schon das Document zu öffnen, das Gerhardt versiegelt hinterlassen hat, denn es betrifft nur Sie, mein Fräulein."

Der Anwalt holte das Papier, das sich in dem Portefeuille des Verstorbenen vorgefunden hatte. Es enthielt die genaue Berechnung der Capitalien und der Zinsen, die Julia Douglas gebührten. Unter den Ziffern stand die von des Verstorbenen Hand geschriebene Erklärung: „Meine Universalerbin ist gehalten, vorstehende Summen nur dann zu eigener Disposition zu

verwenden, wenn Julia Douglas sich nicht mehr unter den Lebenden befindet. Bis dahin aber wird sie kein Mittel unversucht lassen, das Julia zur Annahme ihres Vermögens bewegen kann. Dem todten Gerhardt ist sie wohl versöhnlicher gesinnt als dem lebenden. Den Willen meines Wohlthäters habe ich redlich erfüllt, ich kann mit gutem Gewissen vor den ewigen Richter treten. Ich bin mit der Ueberzeugung aus der Welt geschieden, daß Melanie die Tochter Julia's ist. Wäre mir ein längeres Leben vergönnt gewesen, ich würde von Johannes Libau das Geständniß erlangt haben, daß er durch das Verbrechen an Julia seine Rache an mir zu kühlen geglaubt hat. Libau liegt schwer krank; ich eile zu ihm, um noch einen letzten Versuch zu wagen. Schlägt auch dieser fehl, so folge ich der Ueberzeugung, die seit Jahren in mir lebt. Heinrich Gerhardt."

„Mein Freund," fügte der Justizrath hinzu, „hat in seiner schlichten Weise die Dinge geordnet; hätte er mich befragt, ich würde ihm anders gerathen haben."

„Ich füge mich gern!" flüsterte Julia unter Thränen. „Gerhardt hat also keinen Einfluß auf die Bestimmuug meines Vaters ausgeübt?"

„Dafür glaube ich bürgen zu können. Ich wünsche Ihnen Glück zu der Lösung der unheilvollen Wirren. Ueber den Baron kann ich Ihnen sagen, daß er diesen

Mittag die Anweisung Melanie's präsentirt und das Geld empfangen hat. Er wird diese Nacht abreisen. Da er in unserer Stadt unmöglich geworden, hätte er einen besseren Entschluß nicht fassen können. Sprechen wir nicht weiter von ihm."

Julia drückte dem Anwalte ihren Dank aus und entfernte sich. Der Justizrath schrieb einen langen Brief an den Pfarrer Cornelius.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Frühling hatte sich zeitig eingestellt. Die Waldungen um Bornau prangten im frischen Grün und die Obstbäume standen in voller Blüthenpracht. Die Luft war im April so mild, als ob der Mai schon sein Reich begonnen. Gegen Abend begegneten sich zwei Männer in der Nähe des Birkhahns.

„Vater Hannes," rief Valentin, „wohinaus?"

„In den Birkhahn."

Der Alte trug seinen Sonntagsrock und rauchte wacker aus einer kurzen Pfeife.

„Ich begleite Sie!" sagte der Jäger, der seine Büchse auf der Schulter trug. „Habe einen starken Durst aus dem Forste mitgebracht. Der Birkhahn liefert einen guten Trunk."

„Darum gehe ich täglich dorthin."

„Wie steht es mit der Gesundheit?“

„Gut.“

„Sie haben sich rasch erholt. Freut mich und gratulire.“

„Danke!“

Während dieses kurzen Gesprächs waren die beiden Männer in den Hof getreten. Der Wirth, der dort beschäftigt war, führte sie in die Gaststube.

„Vom Besten!“ rief Valentin, indem er seine Büchse auf die Bank und den Hut daneben legte. „Hieher, Vater Hannes, wir trinken zusammen.“

Der Alte setzte sich ruhig zu ihm. Der Wirth brachte die vollen Krüge.

„Schon in Sildorf?“ fragte Veit, der Wirth.

„Nein, vor Pfingsten nicht. Es hat noch Zeit. Wir begehen das Revier mit, besorgen die Geschäfte und damit abgemacht.“

In diesem Augenblicke trat ein Mann ein, der einen städtischen Frühlingsmantel und einen grauen Filzhut trug. Nachlässig grüßend ging er vorüber und setzte sich an den gegenüber stehenden Tisch.

„Herr Wirth!“ rief er kurz.

„Was steht zu Befehl?“

„Meine Rechnung.“

„Werde sie gleich schreiben lassen, meine Frau besorgt solche Sachen."

Veit verließ rasch die Schenkstube.

Valentin betrachtete den Gast. Vater Hannes labte sich an dem frischen Trunke, rauchte gemächlich und schien sich um Das, was neben ihm vorging, nicht zu kümmern. Von Zeit zu Zeit lächelte er in stiller Selbstzufriedenheit, dann plötzlich ward er wieder ernst und trank in hastigen Zügen.

Der Fremde ging, die Hände auf den Rücken gekreuzt, auf und ab.

„Wann geht die Post?" fragte er plötzlich, den Jäger ansehend.

„Wohin?"

„Nach D."

„Wenn Sie gegen acht Uhr in der Expedition eintreffen, kommen Sie mit fort."

„Danke!"

Der Wirth erschien wieder und nannte die Summe, die der Fremde schuldete. Dieser zog seine Börse und zahlte.

„Ich reise diesen Abend ab."

Nach diesen Worten verließ er das Gastzimmer. Man hörte, daß er die Treppe hinan ging.

Valentin, der Lust zur Unterhaltung verspürte, rief den Wirth an seinen Tisch.

„Veit, Euer Birkhahn macht gute Geschäfte. Reisende aus den vornehmen Ständen suchen ihn auf.“

„Es ist wahr; ich thue auch mein Möglichstes, um mir die Kundschaft zu erhalten. Freund Valentin, Ihr seid ja sonst immer gut unterrichtet von Dem, was in unserer Gegend vorgeht ... wißt Ihr denn nicht, was aus dem Gerichtsschreiber geworden ist?“

Der Jäger lächelte und strich sich den großen Bart.

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Hardt war doch Euer Freund?“

„Einige Zeit, ja. Der Kerl wußte gut zu schwatzen und die Zeit zu vertreiben. Ich hatte es nicht ungern, wenn er zu mir kam; er wußte viel und erzählte gut. Uebrigens habe ich nie mit ihm auf vertrautem Fuße gestanden. Hat er seine Zeche nicht bezahlt?“

Veit ließ sich an der Seite des Jägers nieder.

„Eine Kleinigkeit ist er mir schuldig geblieben.“

„Dachte mir's doch!“ rief der Jäger lachend. „Hardt hing am Gelde wie die Fliege an der Leimruthe. Wenn es nicht viel ist, habt Ihr von Glück zu sagen. Wie seid Ihr denn mit ihm aus einander gekommen?“

„Die Sache muß doch eine eigene Bewandtniß haben. Rathet mir einmal, Valentin, was ich thun soll. Hardt kommt zu mir und sagt, der Gerichtsamtmann habe ihn pensionirt, und er, Hardt, wolle bei mir seine

Pension verzehren und als Agent Geschäfte machen. Er mußte auch wirklich verdienen, denn er hatte immer Geld. Nach dem Forsthause in Sildorf hat man ihn sogar rufen lassen. Er wohnte oben in der Giebelstube und aß und trank gut. So lange er bezahlte, war es mir schon recht. Eines Morgens tritt er hier in die Gaststube und sagt: „Veit, diesen Abend reise ich nach der Stadt; da ich nicht weiß, wie lange mich meine Geschäfte dort aufhalten, muß ich Euch mein Zimmer kündigen. Um Mittag komme ich zurück, haltet ein gutes Essen bereit." Ich sagte es natürlich zu. Der Gerichtsschreiber ging und soll heute noch wiederkommen. Da oben liegt ein Bündel geschnürt; was darin ist, deckt wohl die letzte Zeche, aber ich möchte doch lieber baares Geld haben. Was fange ich an? Wie erfahre ich, wohin Hardt gekommen ist? Rathet mir einmal."

„Wartet noch einige Zeit; vielleicht läßt Hardt sein Bündel einlösen!" sagte Valentin mit einer Miene, die verrieth, daß er Etwas wisse, aber nicht sprechen wolle. „Von der Erde kann er doch nicht verschwunden sein. Veit, rückt ein wenig näher. So! Ist der Fremde schon lange Euer Gast?"

„Noch einen Krug!" rief Vater Hannes.

Der Wirth sprang auf und ging.

„Ihr habt ja Durst wie ein Jäger, der von der

Schnepfenjagd kommt!“ rief Valentin. „Wetter, Vater Hannes, Ihr versteht zu zechen. Muß mich wahrhaftig dazu halten, wenn ich nicht zurückbleiben will“

Veit brachte den gefüllten Krug.

„Euer Wohl, Vater Hannes.“

„Danke!“ sagte kalt der Alte, der einen tüchtigen Zug that und dann ruhig weiter rauchte. Die Arme auf den Tisch gestützt, starrte er vor sich hin und hing seinen Gedanken nach. Man kannte seine Gewohnheiten schon und wunderte sich nicht darüber. Seit er genesen, besuchte er täglich den Birkhahn.

„Veit,“ fuhr der Jäger fort, „wir sprachen von dem Fremden, der ein vornehmer Mann zu sein scheint.“

„Er ist seit vier Tagen hier. Ich glaube, er hat mit dem Gerichtsamtmann Geschäfte.“

„Mit dem Gerichtsamtmann? Die Sache interessirt mich. Habt Ihr ihn nicht nach seinem Namen gefragt?“

„Freilich; ich muß doch wissen, wer unter meinem Dache wohnt, bin ja dafür verantwortlich. Der Gerichtsamtmann führt eine strenge Polizei.“

„Also wer ist der Fremde?“

„Er nennt sich Baron von Frankenstein.“

Vater Hannes zuckte zusammen, als ob er einen Stich in die Brust erhalten hätte. Seine Hand, die nach dem Kruge greifen wollte, sank auf den Tisch zurück.

„Was habt Ihr, Alter?“ fragte verwundert der Jäger. „Kennt Ihr den Baron?“

„Ich glaube!“ murmelte Hannes. „Frankenstein, heißt er?“

Veit nahm ein altes beschmutztes Buch aus dem Kasten des Tisches, schlug es auf und deutete mit dem Finger auf ein Blatt.

„Da hat er den Namen selbst hineingeschrieben.“

„Baron Emil von Frankenstein!“ rief der Jäger lesend.

„Emil?“ wiederholte Hannes, der die Männer mit großen Augen anstarrte. „Emil von Frankenstein?“

„So steht es hier. Er selbst hat es geschrieben,“ versicherte der Wirth.“

„Wetter,“ rief Valentin, „da geht mir ein Licht auf! Ja, ja, es ist der alte Baron; mit seinem Sohne habe ich neulich Bekanntschaft gemacht. Der hat mit dem Gerichtsamtmann zu thun, Das ist sicher.“

Der Wirth und der Jäger flüsterten nun zusammen; sie achteten im Gesprächseifer nicht auf den Alten, der die geballte Faust an das Kinn gelegt hatte und unheimlich lächelte. Dann ward er wieder ernst, seine Augen rollten und schossen glühende Blicke durch das Zimmer. Die Pfeife zitterte in seiner hagern, sehnigen Hand.

„Still!“ rief Veit. „Ich höre Schritte auf der Treppe. Das ist der Baron; er kommt zurück. Laßt

ihn nicht merken, daß wir von ihm gesprochen haben. Ich muß mir die Kundschaft erhalten."

Der Baron trat wirklich ein. Er forderte einen Knecht, der seine Reisetasche zur Post tragen sollte. Veit öffnete das Fenster und rief in den Hof hinaus. Valentin, hinter dem Tische sitzend, beobachtete neugierig den Baron, der seinen Mantel um die Schultern warf und nach dem Hute griff. Dann ging er auf und ab, ohne sich um die beiden Gäste zu kümmern. Der Wirth, der den Kopf durch das Fenster gesteckt hatte, rief noch einmal den Namen des Knechts und wartete. Vater Hannes blickte unruhig um sich. Plötzlich stand er leise auf, ergriff rasch Valentin's Gewehr, das neben ihm auf der Bank lag, und legte an.

„Seid Ihr toll?" rief der Jäger, der aufsprang, aber nicht sofort über den breiten Tisch kommen konnte. „Beide Läufe sind scharf geladen!"

Der Baron wandte sich. In demselben Augenblicke krachten zwei Schüsse. Der Baron, dem die vollen Ladungen in Hals und Brust gegangen, taumelte schreiend zu Boden. Hannes legte mit eisiger Ruhe das Gewehr auf die Bank zurück. Nun trat er dem Verwundeten näher, dessen Kopf in den Armen des Wirthes ruhte.

„Kennst Du mich?" fragte er mit schneidender Stimme. „Ich bin Johannes Libau! Denke an die arme Marie, die Du gemordet hast! Nun habe ich

Nichts mehr zu thun auf dieser Welt, mein letztes Werk ist vollbracht! Und dazu habe ich mich gestärkt, daß meine Hand nicht zitterte. Johannes Libau hat Dich erschossen, der Wilddieb!"

Der Baron zuckte krampfhaft zusammen. Ein jäher Schmerz verzerrte seine leichenblasse Züge.

Vater Hannes richtete sich hoch empor und verließ stolz, als ob er eine Heldenthat vollbracht, die Gaststube des Birkhahns. Den Verwundeten brachte man in dasselbe Zimmer, in welchem Gerhardt gestorben war. Er verschied, während Veit und der Knecht ihn auf das Bett legten. Als Valentin, der dem Dorfe zu eilte, an den Steg kam, der die hohen Ufer des Gebirgsbaches verband, sah er die lange Gestalt des alten Hannes an dem schwankenden Geländer lehnen. Sein weißes Haar flatterte im Abendwinde. Noch einmal streckte er die Hände zu dem dunkeln Himmel empor, an dem sich die ersten Sterne zeigten. Der Jäger hatte nur noch wenige Schritte bis zu dem Stege.

„Nun komme ich, Marie!" rief Vater Hannes.

Er glitt über das ächzende Geländer und verschwand in den trüben Frühlingsfluthen des angeschwollenen Gebirgsbaches. Eine Viertelstunde später zog Valentin, der vergebens zu retten suchte, eine Leiche aus den Bachweiden. Zwei Bauern, die er aus dem Dorfe geholt,

trugen sie auf einer Bahre in das Gemeindespritzenhaus. Valentin erstattete Bericht an den Gerichtsamtmann, der denselben Abend noch, in Begleitung seines Actuars und des Arztes, ein visum repertum aufnahm.

Der Sommer war verflossen, die Herbststürme hatten sich wieder eingestellt. Da rüstete sich der Pfarrer Cornelius eines Morgens, um eine kirchliche Handlung vorzunehmen. Er stand im Chorrock am Fenster seines Stübchens und sah auf den mit welkem Grase und gelbem Laube bedeckten Friedhof.

„Der siebente November ist wieder da!" flüsterte er wehmüthig vor sich hin. Ein ganzes Jahr ist dahin, ist mir wie eine Woche vergangen! Und was Alles hat sich in dieser Frist ereignet! Neben dem ehrlichen Gerhardt ruht der leichtsinnige Baron, und dort in dem einsamen Winkel, der von Unkraut überwuchert wird, modern die irdischen Reste zweier Selbstmörder: der unglückliche Hannes, der seinen Tod in dem Bache gesucht, und Hardt, der sich im Amtsgefängnisse entleibt hat! Alle sind Opfer ihrer Leidenschaften geworden. Da ruhen sie nun im Schoße der Mutter Erde. Ach, auch meine Schwester Constanze raubte sich am siebenten November das Leben, sinnverwirrt vor Gram und Jam-

mer, betrogen von dem Manne, den nun ein gleiches Schicksal betroffen hat! Das ist ein verhängnißvoller Tag!

Das Geläute der Glocken ließ sich vernehmen.

„In Gottes Namen denn!“ rief der Greis. „Heute vollziehe ich eine freundliche, beglückende Amtshandlung; Melanie und Georg empfangen aus meiner Hand den Segen der Kirche!“

Er nahm das Barett und die Agenda, verließ das Haus und schritt der Kirche zu. Mit ihm zugleich kamen drei Wagen an. Unter dem Portale bildete sich ein kleiner Zug. Dem Brautpaare folgten Georg's Eltern und diesen der Justizrath Witte, der Julia Douglas führte. Den Schluß bildeten Valentin, Martha und die Dienerschaft des Landhauses. Unter den Klängen der Orgel bewegte sich der Zug dem Altare zu, wo der greise Cornelius mit verklärten Mienen wartete. Er hielt eine ergreifende Rede, welche die Hörer bis zu Thränen rührte. Die Ceremonie war zu Ende. Georg und Melanie waren für das ganze Leben verbunden. Die jungen Gatten empfingen die Glückwünsche der Verwandten.

„Mutter!“ flüsterte bewegt Melanie, das mit dem Brautkranze geschmückte Haupt vor ihr neigend.

Julia küßte die Stirn ihrer Tochter.

„Sei glücklich, mein Kind! Ich segne Dich im Namen Deines Wohlthäters.“

„Und Sie, Mutter?“

„Vergönne mir, daß mein Herz sich an der Sonne Deines Glückes erwärme! Ich darf nun hoffen, Theilnahme für mein Alter zu finden. Das Leben war mir eine harte Schule.“

Die Gesellschaft vermehrt durch den Pfarrer, fuhr nach der Villa zurück. Hier überreichte der Justizrath dem jungen Gatten die Ernennung zum Oberförster. Julia sah den Juristen fragend an. Dieser flüsterte ihr leise zu:

„Das Hochzeitsgeschenk des Prinzen! Wollen Sie es zurückweisen?“

„Ich habe kein Recht dazu. Danken Sie ihm im Namen Melanie's.“

Georg blieb mit dem Titel und Gehalte eines Oberförsters in der Villa. In Sildorf ward ein Unterförster angestellt. Der neue Oberförster ernannte kraft seines Amtes den Jäger Valentin zum Förster. Lisbeth, die ihren Proceß verloren, war mit Alphons verschwunden, nachdem sie ihre Habseligkeiten verkauft hatte. Der Gerichtsamtmann hatte auf Melanie's und Julia's Wunsch die Acten nicht an das Criminalgericht abgesandt, sondern den Baron und Friedrich mit der Weisung entlassen, nie wieder die Gegend von Bornau zu betreten. Man hatte Alphons das Reisegeld gezahlt, das man in der

Tasche des ermordeten Vaters vorgefunden. Julia lebte den Winter in der Stadt, den Sommer auf dem Lande bei ihren Kindern. Sie war, als sie schon Großmutter geworden, immer noch eine schöne Frau.

Ende.

Im Oktober d. J. erscheint der erste Band vom:

ALBUM,

Bibliothek deutscher Originalromane.

1864. — Neunzehnter Jahrgang. — 1864.

Mit prächtigem lithographirtem Genrebild:

„Papa kommt“

als Gratisprämie.

Der neue Jahrgang dieses bewährten Unternehmens, das sich einer immer steigenden Gunst des deutschen Lesepublikums erfreut, wird gleich seinen Vorgängern Beiträge aus der Feder der anerkannt besten Schriftsteller auf dem Gebiete des socialen und geschichtlichen Ro-

manes bringen. Für die Gediegenheit des Inhalts sprechen am besten die Namen von:

Edmund Höfer, Levin Schücking, Gustav vom See, Amely Boelte, Ernst Fritze, Moriz Horn (Verfasser der „Dämonen"), **K. W. Martini, Julius Mühlfeld, Louise Otto und August Schrader,** welche ihre Beiträge entweder bereits eingeschickt oder fest zugesagt haben.

Der Jahrgang erscheint wie bisher in **24 Bänden**

à 45 kr. Oe. W. — 10 Ngr.,

welcher billige Preis Jedermann die Anschaffung dieser reichhaltigen belletristischen Bibliothek ermöglicht.

Subscriptionen werden von jeder Buchhandlung entgegengenommen.

Wien, im Juli 1863.

Herm. Markgraf,
Verlags-Buchhandlung.